



# LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

## Aufwärts. Jahrgang 5, Nr. 12 June 12, 1952

Köln: Bund-Verlag, June 12, 1952

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

# AUFWÄRTS



Ein Foul? Kein Foul? Wie ein Irrer müßte der Schiedsrichter beim Wasserballspiel dauernd am Bassinrand entlangrasen, um immer am jeweiligen Kampfplatz zu sein, um alles genau zu sehen. Außerdem geschieht vieles unter der Oberfläche, unsichtbar. Alles in allem: Wasserball scheint oft etwas Ähnlichkeit mit der hohen Politik zu haben . . . (Siehe auch Seite 8.)

Foto: Seeger

## HALT DIE BADEHOSE FEST

## ENDSTATION WARTESAAL

»AUFWÄRTS« BLICKT IN FINSTERE ECKEN • WAS SAH ER?

Wenn man verreisen will, geht man zum Bahnhof. Aber nicht jeder, der zum Bahnhof geht, will verreisen. Wenn sich die Tante Emma aus Hinterfutschenhausen zu Besuch angemeldet hat, geht man auch zum Bahnhof und wartet, bis der Zug aus Hinterfutschenhausen mit der fahrplanmäßigen Verspätung eintrifft.

Man wartet im Wartesaal. Wenn es ein Großstadtbahnhof, ein Hauptbahnhof ist, wartet man immer mit vielen Leuten zusammen. Aber sie warten nicht alle auf Tante Emma oder Onkel August oder den nächsten Zug nach Bammelburg. Sie warten auf besseres Wetter, auf ein nettes Fräulein, auf den Morgen, auf einen Mann, auf einen Koffer, den man mitnehmen kann, auf ein Ding, das zu drehen ist . . .

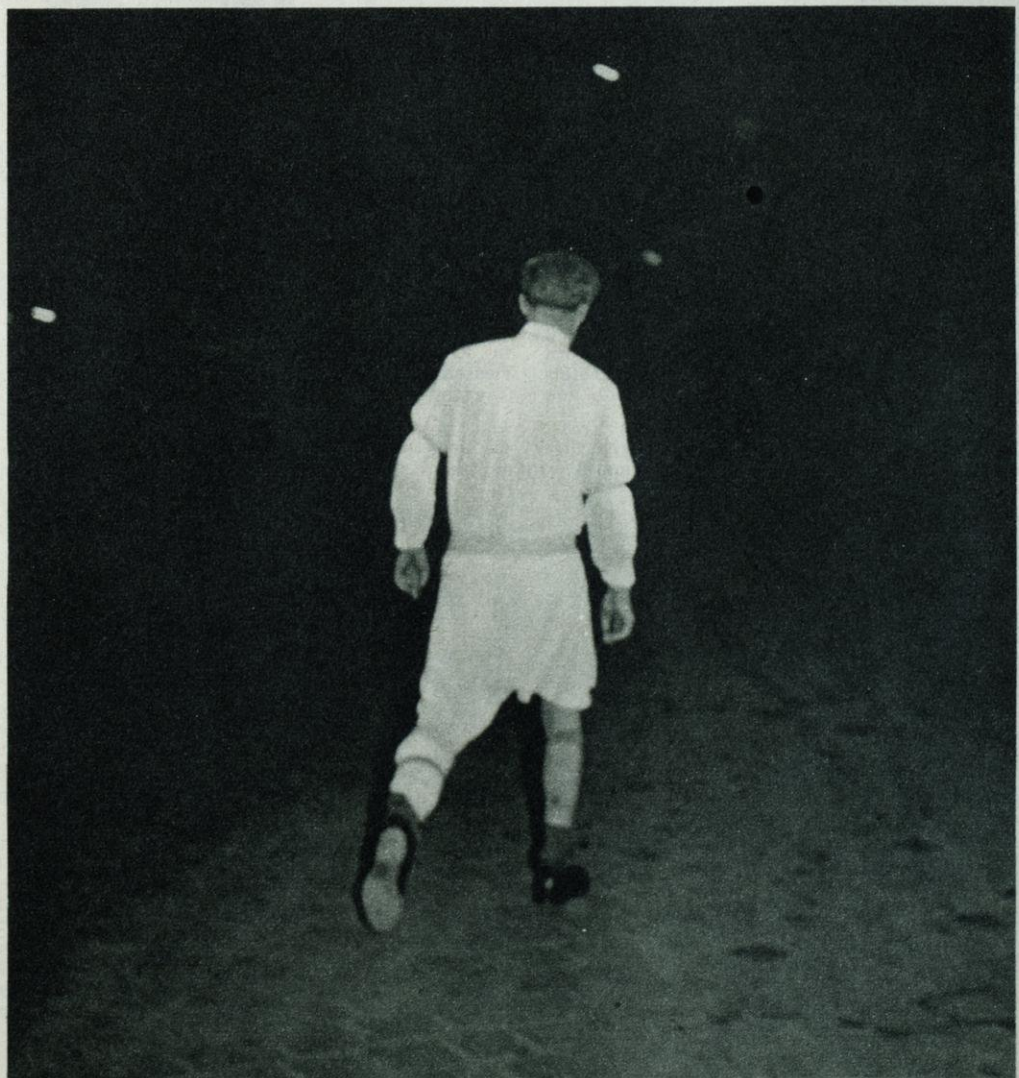
So hatte sich die Bundesbahn den Wartesaal eigentlich nicht vorgestellt. Er war für die Fahrgäste gedacht. Und alle, die auf Tante Emma warten. Auch wer schnell einmal verschlafen will, ist noch willkommen. Die Bundesbahn ist gar nicht so. Aber die ändern, die vielen ändern . . . Am schlimmsten ist es nachts, wenn die wach werden, die tagsüber nicht arbeiten, wenn die ein Dach suchen, die tagsüber auf der Landstraße sind, wenn im Nachtbetrieb leichte Mädchen auf schwere Brieftaschen aus sind. Da muß dann die Bahnpolizei ran. Der Wartesaal ist ja kein Rummelplatz und kein Nachtschlaf. Also macht die Bahnpolizei Razzien, Nacht für Nacht, mal um 5 Uhr und mal um 2, damit man nicht immer eine Hand an der Brieftasche und die andere am Koffer haben muß.

Die regelmäßigen nichtwartenden Wartesaal-Warter wissen das und kaufen sich vorsorglich, sofern sie noch einen Groschen haben — eine Bahnsteigkarte. Die berechtigt zum Aufenthalt im Wartesaal, sagen sie. Aber die Bahnpolizei kann ganz gut die Böcke von den Schafen trennen. Wenn die Blicke des Wachtmeisters durch den Saal gehen, weiß er sofort: Da ist etwas faul, der dort hat hier nichts zu suchen, jenen müßte man sich unbedingt einmal näher ansehen, das Mädchen rechts wartet bestimmt nicht auf Tante Emma. Und manchmal macht sie sogar einen besonderen Schnapp, kann irgendeinen Schwerverbrecher mitnehmen, der seit Wochen gesucht wird.

Da sind welche, die nicht arbeiten wollen; da sind viele, die nicht arbeiten können. Da sind jene, die keine Heimat finden; da sind die, welche keine Heimat wollen. Da sind Flüchtlinge, Verbrecher, Neugierige, Zuhälter, Kriegskrüppel, Geschäftsmacher, Dirnen, da ist der Mann vom Lande, der mal was erleben will. Da ist eine ganze kleine Welt für sich. Im Wartesaal wird nicht nur gewartet.

hst

Ein Narr, ein harmloser gottlob, der sich zu nächtllicher Stunde in Unterhosen am Bahnhof umhertreibt. Einige Male nahm ihn die Polizei fest. Es reicht aber nicht einmal zum „öffentlichen Ärgernis“. Auch so was kann man hin und wieder am Bahnhof erleben (lies auch S. 3).





## UNRUHIGE ZONENGRANZE

Nun hat selbst der 81jährige Opa aus Geismar keine Lust mehr, weiterhin in der Sowjetzone zu wohnen. Er kam mit seinen Angehörigen in die Bundesrepublik (Bild oben), nachdem die neue Polizeiverordnung des Ministeriums für Staatssicherheit der DDR den Grenzbewohnern das Leben sauer macht. In der betr. Verordnung heißt es u. a.: „Die entlang der Demarkationslinie zwischen der Deutschen Demokratischen Republik und Westdeutschland festge-

48 Stunden nach Inkrafttreten dieser Verordnung bei den für sie zuständigen Meldestellen der Deutschen Volkspolizei zu melden.“ (§ 5) „Innerhalb des 500-Meter-Schutzstreifens ist der Aufenthalt auf Straßen und Feldern, der Verkehr aller Art von Transportmitteln und die Ausführung von Arbeiten aller Art außerhalb der Wohnung nur von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang gestattet.“ (§ 10) „Die Ausführung von Arbeiten in unmittelbarer Nähe



Der Kontrollstreifen geht auch durch die Grenzwälder. Bäume und Sträucher müssen weichen. Im Hintergrund sieht man russische Traktoren, die für diese Arbeiten herangeschafft worden sind.

legte Sperrzone umfaßt einen zehn Meter breiten Kontrollstreifen unmittelbar an der Demarkationslinie, anschließend einen etwa 500 Meter breiten Schutzstreifen unmittelbar an der Demarkationslinie und dann eine 5 km breite Sperrzone.“ (§ 1) „Das Überschreiten des 10-Meter-Kontrollstreifens ist für alle Personen verboten. Bei Nichtbefolgung der Anordnung der Grenzstreifen wird von der Waffe Gebrauch gemacht.“ (§ 4) „Die Bewohner der 5-Kilometer-Sperrzone sind verpflichtet, sich innerhalb von

des 10-Meter-Kontrollstreifens ist nur unter Aufsicht der Grenzpolizei gestattet.“ Nachdem nun die Bevölkerung des 500-Meter-Schutzstreifens teilweise Evakuierungsbefehle erhalten hat, reißt der Strom der Flüchtlinge nach Westdeutschland nicht mehr ab. Allein in Hessen passierten an einem Tag über 1000 Grenzgänger die thüringisch-hessische Grenze in Richtung Westen. Die grenznahen Orte Hessens sind daher mit Flüchtlingen überfüllt. Tausende werden noch erwartet. Fotos: dpa

Der sogenannte 10-Meter-Kontrollstreifen direkt an der Demarkationslinie, der von niemand mehr betreten werden darf. Wer es dennoch wagt, muß damit rechnen, daß die Volkspolizei schießt.



## DAS WAHRE GESICHT

Das einheitliche Auftreten der Gewerkschaften in den großen Kundgebungen zum Betriebsverfassungsgesetz veranlaßt einen Teil Menschen, mit allen Mitteln der Heimtücke und Verleumdung gegen die Gewerkschaften zu kämpfen.

In Inseraten und Presseartikeln zeigen sie ihr wahres Gesicht. Die Spitze dieser gehässigen Kampfesweise hält die sogenannte „Freie Demokratische Partei“. Sie scheut sich nicht, ihre Verleumdungen, wie einst die Nazis, in der vorgeschützten Sprache des Arbeiters hinauszuschleudern. Der Bezirksverband Westfalen-Süd dieser Regierungspartei verbreitet ein Flugblatt, in dem es unter anderem heißt:

„Wir marschieren für unsere Funktionäre!

Wir können es nicht länger mit ansehen, daß den Spitzenfunktionären des DGB (Fette-Bewegung) der Weg in die schnellst erstrebten Aufsichtsratsessel verwehrt wird.“

Weiter heißt es:

„Auf diesem Wege wollen wir weitermarschieren, auch wenn alles zusammenbricht. Das Allgemeinwohl darf uns nicht interessieren, wenn unsere Funktionäre rufen.“

Solange die Gewerkschaften die Last des Wiederaufbaues auf ihre Schultern genommen haben, wurden sie als größte demokratische Kraft unseres Landes gepriesen. In dem Augenblick, wo sie aber für die Sicherung der Rechte der Arbeitnehmer kämpfen, von diesem Augenblick werden sie verleumdet, und man versucht die Arbeitnehmer von den Gewerkschaften zu trennen. Das ist der ganze Sinn des Kampfes gegen die Gewerkschaften.

Kleine reaktionäre Gruppen unseres Landes versuchen ständig, das Parlament für ihre Zwecke zu mißbrauchen. Ihre Sonderinteressen sollen Gesetz und Recht werden. Das verstehen sie unter Allgemeinwohl.

Die politische und wirtschaftliche Reaktion unseres Landes will genau wie 1933 einen Keil zwischen Arbeitnehmerschaft und deren frei gewählte Funktionäre treiben. Die Gewerkschaften sollen zerschlagen werden.

Darum geht es!

Dies wird ihnen niemals gelingen, wenn alle Arbeitnehmer, Männer und Frauen, Mädel und Burschen einig bleiben.

## EINSTELLUNGSBEDINGUNGEN: HANDBALLTORWART ODER STURMER!

Herren-Friseur

I. Kraft, Einarbeit in Damenfach geboten (bis zur Meisterprüfung), von erstklassigem Fachgeschäft am Platze in westfälischer Kreisstadt gesucht. Lohn weit über Tarif.

Bedingungen: Erstklassiger Handball-Torwart oder Stürmer. Angebote an GS 834 WP Hagen.

Welch unerschöpflicher Ideenreichtum offenbart sich hier dem staunenden Laien! — Die obige Anzeige eröffnet ungeahnte Perspektiven! — Wenn auch kaum anzunehmen ist, daß in jenem erstklassigen Fachgeschäft am Platze Handballspiele ausgetragen werden — gewissermaßen in miniature, vielleicht Damenfach gegen Herrenfach —, so muß man doch diesem in jeder Beziehung „fortschrittlichen“ Gedanken die notwendige Achtung und Anerkennung zollen. In erster Linie hat man natürlich an die „Förderung des Sports“ gedacht und keineswegs an eine Geschäftsbelegung!

Darum, Kollegen, werdet Hand-, Fuß- und andere Ballspieler! Schwänzt die Berufsschule und trainiert in der Spielstraße, wenn kein Sportplatz vorhanden! Es wird sich rentieren! Ihr werdet später weit über Tarif bezahlt und dürft — sofern ihr den Friseurberuf wählt — mit nervigen Handballfäusten auf zarten Mädchenköpfen Dauerwellen legen und sportbegeisterten älteren Herren ans Kinn fassen und den Bart abnehmen!

Nur eines vermeidet unter allen Umständen: berichtet nicht über den Kampferlauf des vergangenen Sonntags, denn es könnte euch so ergehen wie jener „1. Mittelstürmer-Kraft“, die mit Vehemenz demonstrierte, wie sie den Ball aus 20 Meter Entfernung aufs Tor knallte. Und dann knallte es wirklich — doch es war eine Ohrfeige, denn schließlich darf man nicht ungestraft den gerade eingeseiften Kopf eines würdigen — an sportlichen Dingen leider völlig uninteressierten Herrn — für eben jenen Handball halten, der aus 20 Meter Entfernung aufs Tor flog! — Der Bart war jedenfalls ab — auch ohne Rasur... F. L.

## »WENN WIR JETZT NICHT ZUM OPERNPLATZ KOMMEN, GIBT ES TOTE!«

Wenn die Frankfurter Bevölkerung dem „Pfungstreffen“ des Bundes deutscher Jugend mit Skepsis und Besorgnis entgegenschaut, zeigten die Vorfälle des 1. Juni, daß dies keineswegs übertrieben war. Die Leiterin der Pressestelle der Stadt Frankfurt a. M. hatte bereits am 27. Mai d. J. in einem Schreiben an den OB. Dr. Kolb Protest gegen die beabsichtigte Kundgebung auf dem Opernplatz erhoben und sehr deutlich darauf hingewiesen, daß „Frankfurts Einwohnerschaft keine Lust habe, sich die Hetztiraden bezahlter Provokateure anzuhören oder in gefährliche Schlägereien verwickelt zu werden“. Diesem Protest folgte ein weiterer des DGB-Kreisausschusses Frankfurt, der an den Polizeipräsidenten gerichtet wurde. In der Begründung verwies der Kreisausschuß darauf, daß der BdJ die Gelegenheit zu Provokationen gegen demokratische Einrichtungen — versteckt hinter Angriffen gegen den Kommunismus zur Tarnung nach außen — benutzen würde. Ein besonderer Beweis hierfür wäre auch die Anwesenheit spanischer und faschistischer Abordnungen. Leider folgte man von seiten des Polizeipräsidenten diesem wohlwollenden Rat erst, als es fast wieder zu spät war.

So kam es letzten Endes, wie es kommen mußte: Zwei Jugendliche waren in den Abendstunden des Pfingstamstags in der Forsthausstraße damit beschäftigt, von BdJ-Angehörigen wild geklebte Plakate zu entfernen, als ein Omnibus mit dreißig BdJ-Rowdys vorbeifuhr. Die Extremisten ließen den Bus halten und stürzten sich unter Gebrüll auf die beiden Jungen, Gummiknüppel schwingend und Schüsse aus einer Schreckschußpistole abgebend. Hierbei wurde der eine der Plakatentferner, Winfried Schmidt, fünfzehn Jahre alt, wohnhaft in Frankfurt am Main, Bruchfeldstraße 123, in brutaler Weise niedergeschlagen. Nach dieser „Heldentat“ zogen ihn die Gangster in den Bus und verschleppten ihn in das „Hauptquartier“ des BdJ, das sich im Frankfurter Stadion befand, wo er nochmals einem „Verhör“ unterworfen wurde. — Dieser Vorfall mutet wie ein Stück Mittelalter oder aber wie eine Szene der unrühmlichen SA-Radauzeiten an. Aber um das Bild abzurunden, sei bemerkt, daß andere BdJler den zweiten Plakat-abreiber verfolgten. Diesem Treiben trat Polizeimeister Spielmann entgegen, der sich außer Dienst und in Zivil befand. Er trug sein fünfzehnjähriges altes Kind auf dem Arm. Auch

er wurde mit Gummiknüppeln bearbeitet, so daß er mit einer schweren Gehirnerschütterung in das Krankenhaus eingeliefert werden mußte. Mit ihm sein Kind, denn selbst vor diesem hilflosen Wesen schreckten die Gangster nicht zurück, so daß es ebenfalls verletzt wurde.

Was nutzt es, wenn die drei Haupttäter — 18-, 22- und 37jährig — verhaftet wurden? Was nutzt es, wenn die Pressestelle des BdJ behauptet, daß der Hauptverantwortliche, Alfred Heyse aus Essen, aus dem Bund ausgeschlossen wäre?

Was nutzt es, wenn der Frankfurter Polizeipräsident die Kundgebung auf dem Opernplatz erst nach dem Verbot? Und was nutzt es letzten Endes, wenn die Führung des BdJ „bedauert“, wenn sie sich gleichzeitig verwundert, daß wegen eines „Einzelfalles“ die Kundgebung verboten wurde? Das letzte klingt äußerst befremdend, wurden doch bei einer Lagerdurchsuchung im Stadion weitere Schlagwerkzeuge und Pistolen gefunden. Außerst stark müssen wir uns jedoch von Herrn Bundestagsabgeordneten August Martin Euler distanzieren, der als Hauptreferent der Kundgebung in seiner Rede vor fünftausend Angehörigen des BdJ, der Jungen Union, der Jungdemokraten und anderen sogenannten Jugendorganisationen erklärte, es ginge nicht an, daß die Polizei „staatstreue Kräfte, die für Frieden und Freiheit kämpfen“, behindere.

Wie dies aussah, haben wir oben geschildert. Es ging so weit, daß Teilnehmer des Treffens einen in der Otto-Fleck-Schneise stehenden Polizeilautsprecher mit Steinen bombardierten und das mit starken Polizeikräften besetzte Hauptportal des Stadions stürmten mit den Rufen: „Wenn wir jetzt nicht zum Opernplatz kommen, gibt es Tote!“

Wir möchten hier die Frage aufwerfen: Wann wird endlich diesen extremen Elementen das Handwerk gelegt? Im „Aufwärts“ Nr. 18/1951 wurde dieser sonderbare „BdJ“ gekennzeichnet und gefordert, das Dunkel um die geheimnisvollen Geldgeber zu prüfen.

Es geschah bis heute nicht! Und warum nicht? Weil etwa amtliche „Demokraten“ und alliierte Kreise hinter dem BdJ stehen, der in Antikommunismus macht und gleichzeitig gegen die Demokratie arbeitet.

Wann werden diese Dinge einer amtlichen Prüfung unterzogen? waki

## LESER SCHREIBEN

### LIEBER AUFWÄRTS!

Wir haben Gelegenheit, als Jugendleiter des DGB an einem viertägigen Lehrgang in England teilzunehmen. Es hat uns sehr gefreut, hier die neuesten Exemplare des Aufwärts vorzufinden, die so einen engen Kontakt mit der Jugendarbeit in Deutschland schaffen und uns so etwas wie „Heimatluft“ übermitteln. Mit den herzlichsten Grüßen E. Lechner, Ju-

gendleiter d. GdED Ingolstadt; Josef Groß, Jugendleiter der OTV München.

### WERTE KOLLEGEN!

In der Nummer 8 der Jugendzeitschrift „Aufwärts“, unter der Rubrik „Aus unseren Gruppen“, wurde eine Zeitschrift unter der Überschrift: Ostdeutsche Gewerkschafter sehen „Mit diesen Händen“ veröffentlicht.

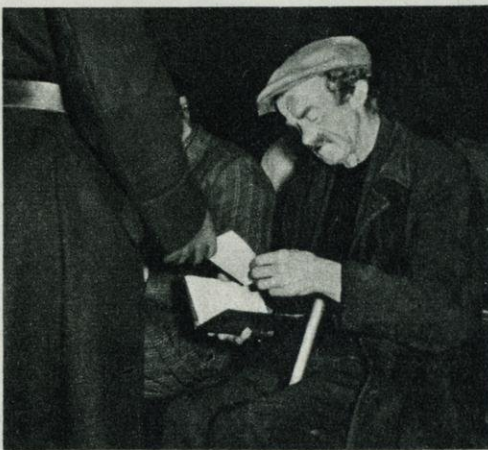
Ich möchte besonders den Vorschlag des Verfassers des Schreibens, ähnliche Filme auch von der Entwicklungsgeschichte der deutschen Gewerkschaften zu drehen, begrüßen.

Der Film „Mit diesen Händen“ wurde in 26 Veranstaltungen etwa 3000 jungen Kolleginnen und Kollegen aus den Kreisen Moers, Kleve und Geldern gezeigt. Die Jugendlichen waren von der Handlung des Filmes tief beeindruckt.

Nach jeder Vorführung wurde der Film eingehend besprochen, und es war erstaunlich, mit welcher Aufgeschlossenheit unsere jungen Kolleginnen und Kollegen mitmachten. Die Erfahrungen, die wir hierbei sammeln konnten, haben bewiesen, daß sich unsere Jugendlichen durch derartige Filmveranstaltungen angesprochen fühlen und daß dadurch eine wirksame Schulungsarbeit geleistet werden kann. Ho.

## ENDSTATION WARTESAAL

Wie das Licht die Motten, so zieht der Wartesaal dunkle Existenzen an. Sie wissen, daß dort die Polizei allnächtlich auftaucht. Und doch kommen sie immer wieder in den Wartesaal. Darum läßt die Polizei die Bahnhöfe nie aus den Augen. Sie brachten schon manchen Fang.



„Darf ich bitte den Ausweis sehen?“ Mit der Frage kann jeder nächtliche Wartesaal-Warter geweckt werden. Aber Ordnung muß sein.



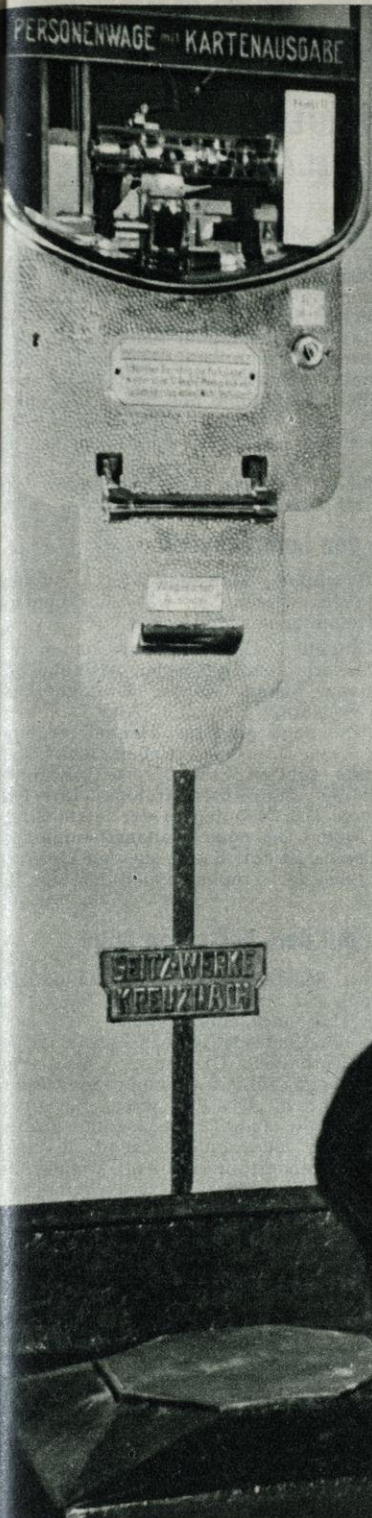
Er will nicht sagen, worauf er seit Nächten wartet. Den Ausweis zeigt er nicht. Zur Wache will er auch nicht. Nun muß er mitkommen.

Nachtlager zwischen „Personenwaage mit Kartenausgabe“ und Wartesaal-Wand. Bequem ist es nicht. Aber vielleicht hat er kein anderes.



Raffiniert! Raffiniert! So schüchtern ist die Kleine nämlich sonst gar nicht, wenn sie sich im Wartesaal umhertreibt. Sie tut nur so. Weil die Großen im Film mitunter auch so tun, wenn sie unvorbereitet fotografiert werden sollen. Dann wird die ganze Sache interessanter. Und interessanter findet Veronika auch das Leben im Bahnhof, interessanter jedenfalls als die Arbeit in der Fabrik. Vielleicht ist die Sache ganz harmlos. Vielleicht will sie nur ein bißchen bummeln. Vielleicht will sie auch anbändeln, Wahrscheinlich sogar. Im Wartesaal sind so viele schicke Männer. Dann geht die Sache übel aus. Die „Wartesaal-Männer“ wollen sich nur amüsieren. Dann ist kein weiter Schritt mehr zu der Alten unten, deren Gewerbe im Wartesaal liegt. Allwöchentlich nimmt die Polizei sie ein paarmal mit. Zwecklos. Endstation bleibt der Wartesaal. hst.

Fotos: Bavaria, Dix



MATTHIAS FÖCHER

## EIN OFFENES WORT

Es gibt einfältige Kreise in Deutschland, welche die Arbeitnehmerschaft für polizeiwidrig dumm halten. Zu dieser Auffassung muß man kommen, wenn man die Flut von manchmal unglaublich plumpen Versuchen registriert, das berechtigte Bemühen der deutschen Gewerkschaften um ein gutes Betriebsverfassungsgesetz zu diffamieren. Wenn man allen diesen Äußerungen redender und schreibender Zeitgenossen glauben wollte, dann gäbe es in Deutschland nur noch eine einzige, unheimliche und verderbliche Kraft: den DGB,

den Feind der Demokratie, den Widersacher demokratischer Ordnung, die von Machtrausch bestimmte und auf totalitäre Beherrschung unseres gesamten demokratischen Lebens hinstrebende Organisation, die Unterdrückerin jeder persönlichen Freiheit, auch der Arbeitnehmer.

Nichts erscheint so witzlos und arrogant, als daß es nicht von irgendwelchen Schreiberlingen gegen die Gewerkschaften benutzt würde.

Von eigenartigem Reiz ist es, wenn man den treibenden Kräften dieser Verdummungskampagne nachspürt. Dann stellt sich die sehr interessante Tatsache heraus, daß die Gewerkschaftsgegner ihre eigenen Fehler der Gewerkschaftsbewegung unterstellen und vorwerfen, um diese dann hinter den angeblichen Fehlern der Gewerkschaften tarnen zu können. Alles, was sie den Gewerkschaften andichten, ist Grundzug ihres eigenen Wesens. Das zeigt deutlich eine Prüfung der den Gewerkschaften gemachten Vorwürfe.

a) Nicht die Gewerkschaften stören oder gefährden die demokratische Ordnung, sondern jene auf Selbstsucht und Ungerechtigkeit aufgebauten politischen Machenschaften, wie diese Kreise sie wollen. Die Gewerkschaften haben stets betont, daß es Pflicht und Aufgabe aller verantwortlichen Kreise sein müsse, das Volk innerlich für den demokratischen Staat zu gewinnen. Das ist aber nur möglich durch eine Politik, die jedem Staatsbürger die Gewißheit und Sicherheit gibt, daß er vor dem Gesetz gleich sei. Eine Politik, die bestimmten Schichten Vorrechte und Sonderrechte gegenüber anderen Schichten gibt, widerspricht dem Wesen der Demokratie und muß ihre Festigkeit gefährden. Zudem wird man, wenn man diese Kreise jener Gewerkschaftsgegner überprüft, feststellen, daß es vielfach sehr eigenartige Demokraten sind, oft Leute, die auch den Hitlerstaat bejahten und geldlich stützten, die sich heute demokratisch gebärden und morgen unbedenklich jede andere Staatsform tragen und unterstützen würden, wenn sie ihrem Motto diene: Jede Staatsform ist gut, sofern sie uns den Willen tut.

b) Die Gewerkschaften als unheimliche Macht.

Es ist für die politische Urteilslosigkeit der Gegenwart bezeichnend, daß selbst sonst besonnene Leute auf solchen Unsinn hereinfallen. Sonst wäre es doch nicht zur Unterzeichnung jenes törichten Inserats „An Alle“ durch Organisationen von Erwerbsgruppen gekommen, die zu einem erheblichen Teil vom Betriebsverfassungsgesetz und von der Mitbestimmung kaum berührt werden. Man kann sich fast plastisch die Gänsehaut vorstellen, die den biederen Gastwirt überlaufen muß, der sich ausmalt, daß in Zukunft ein Gewerkschaftsmann seinen Bierkran zu beaufsichtigen habe. Was muß man doch diesen Schichten, den Bauern, den Einzelhändlern, den Gastwirten, den Hausfrauen, ja selbst in einem Landesbezirk der sehr seltsamen „Wirtschaftsgruppe“, dem Bund der Frontsoldaten „Der Stahlhelm“, für krauses Zeug vorgeflunkert haben, daß sie sich zur Unterzeichnung eines solchen „Insertions-Unsinns“ bereit fanden. Es ist gut, daß Dummheit kein schmerzhaftes Gebrechen ist, sonst würden Heulen und Wehgeschrei die Lande durchzittern.

Wie ist es denn in Wirklichkeit? Nicht die Gewerkschaften haben Machtpolitik betrieben, sondern jene Kreise, die ihnen diesen Vorwurf machen. Hält man denn wirklich die Arbeitnehmerschaft für so kurzsichtig, daß man annimmt, sie habe alles Vergangene vergessen? Wer hat denn die wirtschaftlichen Machtgebilde, die Konzerne und Kartelle aufgebaut, die nicht nur die Wirtschaft und ihre Menschen, sondern auch den Staat und das politische Leben beherrschten und die erst von den Siegermächten zerschlagen werden mußten? Diese selben Kreise würden morgen am Tage wieder das gleiche Spiel beginnen, wenn sie die Möglichkeit dazu hätten.

c) Und nun das Putzigste, was man sich vorstellen kann: die von sozialer Liebesglut für die Arbeitnehmer lodernen Herzen der Arbeitgeber.

Sie meinen es ja so gut mit „ihren“ Arbeitern. Sie wollen sie sogar anhören und am Ertragslohn beteiligen. Ganz im Gegensatz zu den bösen Gewerkschaften, die doch nichts für sie, sondern für ihre „Funktionäre“ tun wollen, die nun noch die holde Eintracht in den Betrieben durch „Betriebsfremde“ zu stören suchen. Man empfindet bei solcher Salbaderei fast körperlich das Aufleuchten gutmütiger und menschenfreundlicher Augen der Arbeitgeberschicht gegenüber der kalten, feindlichen und fremden Welt der Gewerkschaften.

In allem Ernst! Es ist wirklich schwer, nicht ironisch zu werden. Wir erkennen sicher an, daß es in dieser Wüste von Egoismus und Herrschsucht auch einsichtige und weitblickende Arbeitgeber gibt, und wollen beileibe nicht verallgemeinern. Diese soziale Einsicht und Verständnisbereitschaft ist aber leider Gottes noch ein recht dünnes Rinnsal. Das lehrt deutlich jeder Tag und die bittere Erfahrung der Arbeitnehmer. Sie wissen, daß es doch besser ist, auf die Gewerkschaften zu bauen, als solchen zum Teil sehr verdächtigen Tiraden zu trauen.

Den Nachdenklichen im Lande sollte eigentlich der bisherige Verlauf der gewerkschaftlichen Aktionen etwas anderes gezeigt haben. Oder sollte es wirklich törichte Menschen geben, die ernsthaft annehmen, daß die Beteiligung von Hundert- und aber Hunderttausenden von Arbeitnehmern an den gewerkschaftlichen Kundgebungen eine Sache des Zwanges gewesen sei? Nein! Die Arbeitnehmerschaft — und ich betone es ausdrücklich, auch die christliche — weiß um die Bedeutung eines guten Betriebsverfassungsgesetzes. Die gewerkschaftlichen Forderungen sind nicht maßlos. Die Gewerkschaften wollen keine Vorrechte für die Arbeitnehmer, sondern schlicht und einfach das gleiche Recht für beide Teile der Wirtschaft. Das ist gewiß nichts Unbilliges und sicherlich nichts Unchristliches und wäre sehr leicht zu erfüllen, wenn der Wille zu Recht und Gerechtigkeit in der Politik allseits lebendig wäre. Die gewerkschaftlichen Maßnahmen sind keine Herausforderung, sondern Antwort auf eine falsche und deswegen ungerechte Linie der Politik. Sie sind nicht Ursache, sondern Wirkung.

Das sollten alle ehrlichen und einsichtigen Kreise zu begreifen versuchen. Nicht die Gewerkschaften stören den wirtschaftlichen Frieden und eine gesunde Weiterentwicklung, sondern jene Kreise, die in Wirtschaft und Politik lediglich eine Domäne ihres egoistischen und herrschsüchtigen, mit einem Wort: restaurativen Strebens sehen.

Im übrigen hat die Kampagne gegen die Gewerkschaften die Fronten geklärt. Die Organisationen der Wirtschaft haben Millionen für ihren Insertionsfeldzug aufgewandt, um ein ihnen passendes Betriebsverfassungsgesetz durchzudrücken. Und hinter ihnen steht die FDP, die sogar in besonderen Flugblättern ihren „Geist“ oder dessen kümmerliches Surrogat gegen die Gewerkschaften verspritzt. Diese seltsame Waffenbrüderschaft sollte den christlichen Politikern, den christlichen Arbeitnehmern und Arbeitgebern, aber auch der Arbeitnehmerschaft insgesamt zeigen, was die Stunde schlägt und wo das Recht liegt.

# DAS 9-TAGE-EI UND SEINE WAHREN HINTERGRÜNDE

MORD AUF DER ALM - INGRID BERGMAN AM FLEISCHERHAKEN - AGA KHAN IN BADEHOSEN - FRÄULEIN HONIG  
 LIEBESGESCHICHTE MIT 84 - DIE FRAU MIT DER ZERBROCHENEN BRILLE - DER ELEFANT FRASS PFLAUMENMUS

## Der Mörder trinkt keine Buttermilch

„Prost“, sagte der Chefredakteur, denn er hatte gerülpt. Fräulein Mauer-Blum blickte ihn mißbilligend durch ihre Sekretärinnenbrille an. Bis jetzt hatte sie immer mit anständigen Leuten zu tun gehabt. Bei der Zeitung war sie erst seit Montag. Und heute war Freitag. Und seit Montag hatte der Chefredakteur jeden Morgen gerülpt. Ein- oder zweimal mindestens. Drei- oder viermal meistens. Und jedesmal hatte Herr Holzauge gefragt: „Fühlen Sie sich unwohl?“ Wachbert Holzauge war die rechte Hand des Chefs und fühlte sich als solcher für das Wohlbefinden desselben verantwortlich. „Nein“, sagte der Chefredakteur.



„Ich fühle mich sehr wohl. Das sind nur die verfluchten Eier.“ Und zur Bestätigung rülpste er gleich noch einmal. „Kümmern Sie sich lieber um den neuen Fortsetzungsroman!“ schimpfte der Chef. Er liebte es nicht, wenn man sich um seine Rülpser kümmerte. „Der Roman ist druckfertig“, sagte Holzauge, „ich habe ihm eine neue Überschrift gegeben.“ — „Eine neue Überschrift? Hat Ihnen denn »Mord auf der Alm« nicht gefallen? Das war doch sehr stimmungsvoll!“ — „Verzeihung, Herr Kleefisch, ich habe mir erlaubt, ihn anders zu titulieren: »Der Mörder trinkt keine Buttermilch.«“ — „Keine — was?“ Der Chefredakteur nahm die Brille ab. „Buttermilch“, wiederholte Holzauge. „Buttermilch. Zum Wohlsein!“ fügte er noch hinzu, denn der Chefredakteur hatte soeben zum drittenmal gerülpt. „Eine Bemerkung im Vertrauen, Herr Kleefisch, ich würde keine Eier mehr essen, wenn mir danach immer nach Rülpsern zumute wäre.“ — „Zum Teufel, ich habe doch die Eier verschrieben bekommen!“ — „Meine ganz unmaßgebliche Meinung, Herr Kleefisch, ich würde einmal zu einem anderen Doktor gehen.“ — „Doktor! Doktor!“ schrie der Boß, „ich bin doch bei gar keinem Doktor gewesen!“

## Die Sekretärin muß raus

„Kein Doktor? Wer hat Ihnen denn die Eier verschrieben?“ Holzauge malte vor Erstaunen ein Fragezeichen auf ein Foto von Ingrid Bergman, genau über der Stupsnase, so daß es aussah, als hänge sie an einem Fleischerhaken.

„Ich will Ihnen mal etwas im Vertrauen sagen“, seufzte der Chefredakteur und machte sich den Kragenknopf auf. Es war sehr warm. Fräulein Mauer-Blum spitzte die Ohren. Das „im Vertrauen“ machte sie neugierig. Sie wollte sich gerade noch die Brille diskret am Unterrockzipfel polieren, da sagte Herr Kleefisch: „Ach, Frollein Mauer-Blum, gehen Sie doch mal zur Fotoabteilung. Ob das Titelfoto schon fertig ist. Und den Busen von der Silvana Manganio möchte ich gern etwas höher montiert haben. Und als Bildunterschrift »Bitterer Reiz?« Mit z und Frage-

# IM WESTEN NICHTS NEUES

**Kopf unterm Arm** umherzulaufen, das war den Burggeiern zu Ritter Kunos Zeiten vorbehalten. Aber die hatten damals wenigstens noch einen Kopf, den sie unterm Arm tragen konnten. Aber was ist mit uns? Wir brauchen uns nur ein paar alltägliche Sprichwörter anzuhören: man hat uns „den Kopf verdreht“, wir haben „den Kopf verdreht“, man will uns „einen Kopf kleiner machen“, zumindest „sitzt uns der Kopf nicht mehr allzu fest auf dem Hals“. Vorausgesetzt, daß wir noch einen Kopf haben...

Der ideenreiche Schaufensterdekorateur eines großen Kölner Kaufhauses hat in einer begnadeten Stunde einen tiefen Blick in den Abgrund der geistigen Verfassung des Menschen getan. Des Menschen von heute. Das Ergebnis waren Schaufensterfiguren, die zwar mit allen Attributen der letzten Mode ausgestattet waren, aber eines vermisten ließen: Köpfe. Statt derer besaßen sie — wundervoll in der Öffnung des Halses angeordnet — einen anmutigen Strauß Zeitungen. Ja, Zeitungen.

Man sagt, Kunst sei der Ausdruck ihrer Zeit. Nach diesen Schaufensterpuppen mit Zeitungen statt Köpfen darf man auch vom Schaufensterdekoriere sagen, daß es eine Kunst sei.

Hier ist die Tragik des modernen Menschen offenbar geworden. Er hat keinen eigenen Kopf mehr. Kein Gehirn. Dort, wo der liebe Gott ihm seine Denkfähigkeit hingebaut hat, da hat er heute nichts als Zeitungen. Zeitungen, Zeitschriften, zweifelhafte Lektüre. Fremde Meinungen. Ferngesteuerte Meinungen. Zweckbestimmte Meinungen. Linksgerichtete Meinungen. Rechtsgerichtete Meinungen. Alle Arten von Meinungen. Bloß keine eigene Meinung.

Wozu braucht der Mensch von heute noch eine eigene Meinung? Er bekommt doch jeden Morgen durch Boten oder Post frei Haus geliefert, was er zu meinen hat. Was modern ist zu meinen. Er kann sich auf eine zu habende Meinung abonnieren. Monate im voraus. Wenn du heute bezahlst,

zeichnen.“ Fräulein Mauer-Blum war entrüstet, ihre kurzschichtigen Augen blitzten böse. Sie knallte die Tür zu, daß das Foto von Aga Khan im Badeanzug auf die Erde flatterte. Als Antwort rülpste der Chef zum viertenmal.

## Das schweigsame Massengrab

„Zum Wohlsein!“ sagte Wachbert Holzauge. „Können Sie schweigen?“, fragte der Chefredakteur und setzte Holzauge einen Brieföffner in die Magenröhre. „Wie ein Massengrab!“, flüsterte Holzauge.

„Also hören Sie!“ und der Chefredakteur hob also an: „Ich war bei keinem Doktor. Ich war beim alten Hansemann.“ — „Ach!“ Holzauge riß den Mund auf. „Ich bin zum alten Hansemann gegangen und hab' ihm gesagt: »Herr Hansemann«, hab' ich gesagt, »Sie müssen uns eine tolle Sache schreiben. Was Sensationelles. Was Verrücktes. Wir müssen unbedingt Aufsehen auf dem Zeitungsmarkt erregen. Unsere Auflage ist bedrohlich gesunken. Wir stehen kurz vor dem Eingehen. Ich bin ruiniert! Ein armer Mann!«“ Herr Kleefisch zog ein Taschentuch aus der Tasche und schneuzte sich umständlich die Nase.

„Ich habe Hansemann gesagt“, fuhr er wieder fort. „Sie sind doch ein alter Routinier. Sie müssen uns eine aufregende Geschichte schreiben, damit wir wieder hochkommen.“ — „Wie wär's



mit einer Liebesgeschichte?“ meinte Hansemann. „Ich bitte Sie“, hab' ich gesagt, »Herr Hansemann, in Ihrem Alter?“ — „Ha!“ sagte der, »wenn ich auch schon 84 auf dem Buckel habe, ich bin doch so rüstig wie irgendeiner.« — „Ja, wie machen Sie das denn? hab' ich ihn gefragt.“ — „Ja“, sagte er, »ich habe immer jeden Morgen ein Ei gegessen. Das würde Ihnen übrigens auch gut tun! Sie würden vor allem viel ruhiger werden. Viel ausgeglichener. Sie wären besser in Form. Und auf Ihre Zeitung würde sich das ja auch auswirken. Probieren Sie's ruhig mal.«“

## Ein Tintenfaß fiel um

„Und jetzt essen Sie jeden Morgen Eier?“ seufzte Holzauge mitleidvoll. „Ööööhhrrrrp“, rülpste der Chefredakteur bejahend, lange und trauernd. „Zum Wohlsein“, flüsterte Holzauge. „Das fünftmal gerülpt“, dachte er, „ein schlechtes Zeichen.“ — „Und ich kann sie doch gar nicht vertragen!“ schrie der Chefredakteur auf. „Wenn ich könnte, wie ich wollte, würde ich das ganze Volk aus Eieressen bringen! Warum soll es denen besser gehen als mir?“ — „Laßt uns sein ein einig Volk von Rülpsern“, grinste Holzauge. „Wenn ich könnte...“, sagte der Chef noch einmal. Dann sagten beide eine ganze Weile nichts. Man hörte nur das alberne Kichern der Tippmädchen aus dem Büro nebenan.

bekommst du dafür bis Weihnachten oder auch bis nächstes Jahr Ostern gesagt, was du zu meinen hast. Jeden Tag. Für nur zehn Pfennig oder zwanzig. Was du zu meinen hast, um ein sogenannter moderner Mensch zu sein. Im Schaufenster jenes großen Kölner Kaufhauses war er zu besichtigen. Jacke, Hose, Hemd, nach letzter Mode. Und an Stelle des Kopfes einen Strauß Zeitungen. Der Schaufensterdekorateur war ein Philosoph. Deshalb wurden seine Zeitungen-statt-Kopf-Figuren auch nach drei Tagen aus dem Schaufenster entfernt.

Schade. Künstlerpech sozusagen. Aber so etwas kann einem passieren, wenn man noch einen Kopf auf dem Hals hat und keine Zeitungen.

## Der Tramp unterm Brückenbogen,

der sich nachts mit einer Zeitung zudeckt...

Der Landstreicher, der ein „zugelaufenes“ Huhn am Spieß brät... Der Zigeuner, der vor seinem Wohnwagen sitzt und seine zimal geflickte Geige in den Sternenhimmel schluchzen läßt... Der ewige Wanderer, für den ein Haus ein Käfig ist, und nur die Landstraße die einzig mögliche Wohnung...

Das sind die bunten, zerlumpte Figuren der romantischen Dichter und Sänger. Farbige Sonnenbilder aus der Romantik der Landstraße. Aber Bilder für den Scheiterhaufen.

Für einen Scheiterhaufen, der von Beamten und Behörden angezündet werden wird. Ein Gesetz ist in Vorbereitung, nach dem verwahrloste Personen auch gegen ihren Willen in Heimen und Pflegeanstalten untergebracht werden können. Auch gegen ihren Willen. Das ist ein böses Wort. Noch böser ist das Wort „verwahrlost“. Ein Wörtchen, das man ziehen kann wie Gummi. Das jedem passen wird, dem man es anziehen will. Gegen dessen Willen. Vielleicht hält Mr. Rockefeller mich für verwahrlost. Ich habe nur ein Dachzimmer, und Mister Rockefeller hat Wolken-

Da sprang Wachbert Holzauge mit einer ungeheuren Bewegung auf, daß der Chefredakteur das Tintenfaß umwarf, in das er gerade eine selbstgefangene Fliege tauchte. Herr Kleefisch stierte Holzauge mit weit aufgerissenen Augen an.

„Eier!“ schrie Holzauge außer sich. „Ja! — Eier! Eier! Unsere Rettung! Eier! Ich habe eine Idee! Die Idee! Eier retten uns! Warten Sie!“ Er stürmte zur Tür. Riß sie auf, daß Fräulein Mauer-Blum längelang in die Chefredaktion hineinfiel. Sie hatte vor der Tür gestanden und gelauscht. „Das kommt davon“, sagte der Chefredakteur und fing sich eine neue Fliege. Als Holzauge in die Redaktion zurückgestürzt kam, sammelte Mathilde Mauer-Blum immer noch die Scherben ihrer Brille auf. „Sehen Sie hier!“ Holzauge legte seinem Chef ein Buch auf den Schreibtisch. „Dieses Buch ist ein französisches Buch. Mit Bildern.“ — „Frollein Mauer-Blum“, unterbrach der Chefredakteur, „wollen Sie bitte den Raum verlassen. Wir haben hier ein französisches Buch. Mit Bildern.“ — „Ich kann ja sowieso nichts sehen“, zischte die Sekretärin und zog die Nase hoch, weil ihr Taschentuch schon ganz naß von Tränen war. Sie ging aber doch. Die beiden Männer vertieften sich in das Buch, dessen Autor behauptete, wenn man Eier äße, die neun Tage angebrütet seien, könne man sich durch die Hormone ständig verjüngen und ein biblisches Alter erreichen. „Das ist es“, sagte Holzauge, „jeder Mensch möchte nicht gern sterben. So lange leben wie irgendmöglich. Wenn wir jetzt eine tolle Sache aus dem Neuntageei machen, wüßte Überschrift und alles, dann wird das Volk laufen und Eierkuren machen.“ — „Und wieder unsere Zeitung kaufen!“, frohlockte der Chefredakteur. „In der nächsten Nummer dann direkt ein paar begeisterte Leserbriefe...“ — „Die kann Fräulein Honig schreiben, die macht so was immer prima...“ — „Und dann...“ — „Und dann...“

## Ein Fräulein hat Bedenken

So überstürzten sich die beiden mit Vorschlägen, und nach einer halben Stunde war das Gerüst für die neue Sensation fertig. „Aber ich habe da doch



so meine Bedenken“, sagte Fräulein Mauer-Blum, die sich inzwischen wieder hereingeschlichen hatte. Immer an der Wand lang. Denn die Brille war ganz kaputt. Die beiden Redakteure sahen sie erstaunt an. „Meinen Sie denn wirklich“, zweifelte sie, „das würde einer glauben?“ Da lachten die zwei, daß die Kurzsichtige zusammenzuckte wie ein Kaninchen unterm Gewitter. „Haben Sie eine Ahnung! Sie glauben gar nicht, was alles geglaubt wird. Nehmen Sie nur mal die Schlankheitsrezepte. Das ist doch ein genau so großer Blödsinn.“ — „Ja, aber, wenn das einmal rauskommt, daß das alles Schwindel ist? Ich weiß noch, 1927 wurde auch so ein Verjüngungsmittel

herausgebracht. Mit großer Reklame »Lukatate«, hieß das. Das sollte eine Beerenpflanze, die in Indien wachsen sollte, sein. Es hieß, die indischen Elefanten verdankten allein dieser Pflanze ihr hohes Alter. Indische Stämme, die von diesen Beeren lebten, sollten Männer von 140 Jahren in ihrem Altestenrat haben. Und dann hat sich alles auf Lukutate gestürzt. Arterienverkalkungen wurden geheilt, Kahköpfe neu behaart. Und was sonst noch alles in den begeisterten Leserbriefen aufgeschrieben stand. Auf einmal ist es ganz still geworden um die Beeren. Irgendeiner hatte herausgekriegt, daß die Lukutate gar nichts anderes war als halbverschimmeltes Pflaumenmus.“

## Sartre an den Laternenpfahl

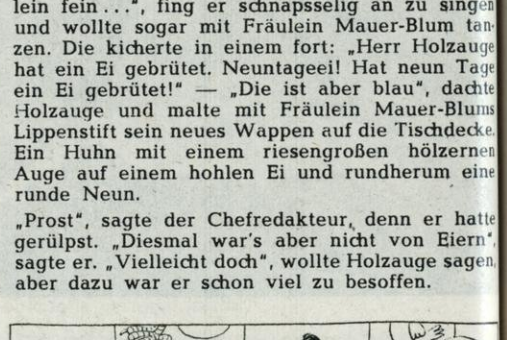
„Quatsch“, winkte Holzauge ab, „Weibergeschwätz! Was wissen Sie, was alles geglaubt wird. Die Neuntageei sind prima.“

Telefone klingelten. Chefredakteure gaben Aufträge. Artikelschreiber schrieben Artikel. Rotationsmaschinen rasten. Käufer kauften. Leser lasen. Die Sensation fraß alle. Alle fraßen die Sensation. Die Jagd ging los. Hennen brüteten einen Tag. Zwei. Drei. Vier. Sieben. Acht. Neun. Lebensegierige zahlten Schandpreise. Vertilgten verdorbene Eier. Die Brüter strahlten. Ihre Konten kletterten. Das Neuntageei der letzte Schritt. Die große Mode! Die neue Weltanschauung! Der Existentialismus ist tot! Sartre an den Laternenpfahl! Es lebe der Trephonismus! Es lebe das Neuntageei!

## Das Huhn mit dem hölzernen Auge

„Prost, Herr Kleefisch“, sagte Holzauge, und dann glückte der Schnaps in seinen Bauch. Und noch einer. Und noch eine Flasche. „Wir ham's ja!“ jubelte der Chefredakteur besäuselt und gönnte Schnaps ins Tintenfaß. „Die Eier“, er war aufgestanden und versuchte, schwankend eine Schreibstichrede zu halten. „Die Eier waren das größte — hup — Geschäft meines Lebens. Haha! Auflage unserer Zeitung um hunderttausend gestiegen. In Worten: einhunderttausend! Auf Ihr spezielles, Herr Holzauge! Sie haben uns was Feines ausgebrütet, altes Holzauge! Fein. Sehr fein. Brüderlein fein...“, fing er schnapselig an zu singen und wollte sogar mit Fräulein Mauer-Blum tanzen. Die kicherte in einem fort: „Herr Holzauge hat ein Ei gebrütet. Neuntageei! Hat neun Tage ein Ei gebrütet!“ — „Die ist aber blau“, dachte Holzauge und malte mit Fräulein Mauer-Blums Lippenstift sein neues Wappen auf die Tischdecke. Ein Huhn mit einem riesengroßen hölzernen Auge auf einem hohlen Ei und rundherum eine runde Neun.

„Prost“, sagte der Chefredakteur, denn er hatte gerülpt. „Diesmal war's aber nicht von Eiern“, sagte er. „Vielleicht doch“, wollte Holzauge sagen, aber dazu war er schon viel zu besoffen.



kratzer, Paläste, Landhäuser, Stadtvillen. Aber die Familie aus dem Bunker (sitzen auf einem Zimmer) denkt das Gegenteil von mir. Ich habe immerhin eine eigene Wasserleitung.

Ein böses Wort, dieses „verwahrlost“. Genau so böse wie das „gegen den eigenen Willen“. Es ist mir klar, die, die das Gesetz machen wollen, haben auch nicht unrecht. Was heutzutage auf der Straße liegt, in Kellerlöchern wohnt und von anderer Leute Lebensmittel lebt, sind nur noch selten Romantiker und fernsüchtige Wandervögel. Was mit „verwahrlost“ gemeint ist, kann ich mir auch so ungefähr denken. Und trotzdem — „gegen den eigenen Willen“ bleibt ein böses Wort, und

„verwahrlost“ ist auch noch längst nicht klar genug. Man müßte Ausschüsse, Unterausschüsse und Komitees einsetzen. Zur Klärung der Begriffe. Dann wäre es schön, wenn einer bei den Ausschusssitzungen eine wirklich gute Idee hätte. Zum Beispiel so etwas: Das Gesetz über die zwangsweise Einweisung gegen den eigenen Willen zerreißen und in den Papierkorb schmeißen und statt dessen ein Gesetz schaffen, nach dem es keine Verwahrlosung mehr geben kann. Da es sich jedoch um einen deutschen Ausschuss handelt, besteht die Aussicht, daß sich der Ausschuss für neue Ideen nicht zuständig erklären wird. Vorausgesetzt, daß er neue Ideen hätte...

## EINE ORIGINELLE BÜCHERECKE

Die Braunschweiger Gewerkschaftsjugend führte eine Reihe von Veranstaltungen durch, in denen sie ihre Aufgaben und Ziele auf verschiedene Weise darlegte.

An fünf Gruppenabenden hatten Erwachsene Gelegenheit, die Jugendarbeit des DGB kennenzulernen.

Höhepunkt der DGB-Jugendarbeit war eine Jugendausstellung. Die vielseitige Schau vermittelte einen großartigen Überblick über die gewerkschaftliche Jugendarbeit.

Eine originelle Bücherecke stellte den Kampf gegen Schund- und Schmutzliteratur dar. In einer Ecke eine mit billigen Schmökern und Magazinen gefüllte Mülltonne (siehe Bild), auf einem Tisch auserwähltes Schrifttum, das für wenig Geld zu haben ist.

Daneben in Modellen und Schaubildern die Sommerlagerpläne, Jugendprobleme, Fragen der Lehrlingsausbildung, der Leistungssteigerung und andere gegenwartsnahe Angelegenheiten der schaffenden Jugend. Daneben eine Schau von Lehrlingsarbeiten.

Foto: Otto Hoppe



# WETTERFUNKER UM DEN NORDPOL

Die Nordpolarkuppel mit ihren ungeheuern Massen ewigen Eises, das sich im Meer bildet und ständig in Bewegung ist und sich als Gletschereis auf den zahlreichen Inseln befindet (darunter Grönland, die größte der Erde mit rund 2,2 Millionen qkm und zu neun Zehnteln unter einem kilometerdicken Eispanzer!), ist die große „Wetterküche“ für das ganze nördliche Erddrittel. Dieser gewaltige Kältespeicher muß natürlich den stärksten Einfluß auf alle Erdteile ausüben, die sich in riesigem Rund um den Pol spannen. Die Erkenntnis dieser engen klimatischen Zusammenhänge ist nicht mehr neu; doch hat man die Folgerungen hieraus erst seit etwa zwei Jahrzehnten gezogen. Um jedoch die Beziehungen zwischen den Wetterverhältnissen in der Arktis und dem Klima in den anrainenden Räumen wissenschaftlich sorgsam zu ergründen, sich mit den besonderen Gesetzmäßigkeiten vertraut zu machen, bedarf es genauer un- ausgesetzter Beobachtungen auf möglichst vielen, gut verteilten und dauernd unterhaltenen Stationen und zugleich über sehr lange Zeiträume. Erst dann läßt sich aus dem riesigen Zahlenmaterial Nutzen für eine Wettervorhersage auf längere Sicht ziehen.

Zu den Dauerstationen an Land sind nunmehr auch zahlreiche Beobachtungsstellen auf Schiffen, ja sogar schon auf treibenden Eisschollen, von reisenden Forschungsexpeditionen auf Land und auf den Polarmeeren (Eisbrechern) und von eigens dazu eingesetzten, regelmäßig die gleichen Routen befliegenden „Wetterflugzeugen“ gekommen. Schon seit mehreren Jahren fliegt zum Beispiel eine US-amerikanische viermotorige Maschine einen um den anderen Tag von Fairbanks (Alaska) bis zum Pol und zurück, wobei jede halbe Stunde die Beobachtungsergebnisse der Zentrale zugefunkt werden.

Das Netz der Funkwetterwarten (auch Radarstationen und anderer Stützpunkte) und der Forschungsstellen wird dauernd und in raschem Zeitmaß erweitert, sowohl auf der Seite der Alten Welt als auch (doch eigentlich erst nach dem letzten Kriege) im arktischen Teil der Neuen Welt. Ohne dieses ist der schon so lange geplante und — technisch sehr wohl durchführbare — transarktische Luftverkehr nicht durchführbar.

Als nächste Nachbarn des Pols sind am Ausbau des Funkstationennetzes am meisten interessiert: Sowjet-Union (als Besitzerin fast der Hälfte der Arktis), Kanada, USA (durch deren Territorium Alaska), Dänemark (das Grönland besitzt) und Norwegen (dem Spitzbergen, die Bäreninsel und Jan Mayen gehören). Die zurzeit nördlichsten Dauerstationen sind heute: Alert (Nordküste von Grant-Land in der kanadischen arktischen Inselwelt; nur noch 830 km bis zum Pol) und Rudolfinsel (im Franz-Joseph-Archipel, russische Arktis; 900 km vom Pol entfernt). Die Norweger unterhalten im europäischen Teil der Nordpolarwelt heute nicht weniger als zehn Stationen, darunter so wertvolle wie Jan Mayen, Myggbukta (Nordost-Grönland).

Der Dienst auf den heute mit mancherlei Bequemlichkeiten, zum Teil sogar recht behaglich ausgestatteten Polarwetterwarten bedeutet physisch kaum noch eine Belastung für die zumeist nur wenige Männer (drei oder vier) zählenden Besatzungen. Anders sieht es um die seelische Beanspruchung aus. Da haben das lange Dunkel des beißendkalten Winters, die Trennung von den Angehörigen, das eintönige Leben und die Einsamkeit starken Einfluß auf das Gemüt. Da es sich jedoch ausnahmslos um sorgsam ausgewählte, erprobte und für den schweren Dienst wohl vorbereitete arktiserfahrene Leute handelt, kommen doch die früher auf Expeditionen nicht selten auftretenden Fälle von „Polarkoller“ so gut wie überhaupt nicht mehr vor.

Als ungewöhnlich schwer gilt der Dienst auf der norwegischen Funkwetterwarte Jan Mayen (zwischen Grönland, Norwegen, Spitzbergen und Island gelegen). Ihren Namen hat sie von dem niederländischen Walfängerkapitän Jan Jakobsz May, der sie 1614 entdeckt hat. Fast genau unter diesem winzigen Eiland geht an der Ostseite der warme Golfstrom nach Nordosten, zieht an der Westseite der kalte Polareisstrom mit seinen Treibeismassen längs der ostgrönländischen Küste gegenläufig südwestwärts. So befindet sich Jan Mayen im Zentrum eines beständigen Kampfes zwischen warm und kalt. Hierdurch kommen häufig Orkane von einer Heftigkeit zustande, wie man sie sonst kaum noch in irgendeinem andern Gebiet der Arktis noch auch in andern Teilen der Erde festgestellt hat. Hier sind bereits Windgeschwindigkeiten von 300 km/st (= rund 80 m/sec) registriert worden. Fast immer braut dicker Nebel um die wegen ihrer wilden Brandung im Sommer und der Packeisblockierung im Winter nur selten und schwer zugänglichen Insel. Die allsommerlich wechselnden Funker der seit 1921 bestehenden Wetterwarte bekommen daher nur sehr selten einmal einen Schimmer von der Sonne zu sehen. Über Jan Mayen steht als Wahrzeichen der bis zu 2300 m hoch aufragende Beerenberg, der einzige Vulkan in der Arktis. Es kommt zuweilen vor, daß er lebendig wird und leichtere Beben hervorruft. Da kann man verstehen, wenn die Norweger „Jan“ zuweilen die „Teufelsinsel“ nennen, wenn die drei dort überwinterten Männer, einzige Bewohner des Eilandes, um ihren Dienst nicht beneidet werden. Um so wichtiger aber sind eben ihre regelmäßigen Funk-Wetterberichte.

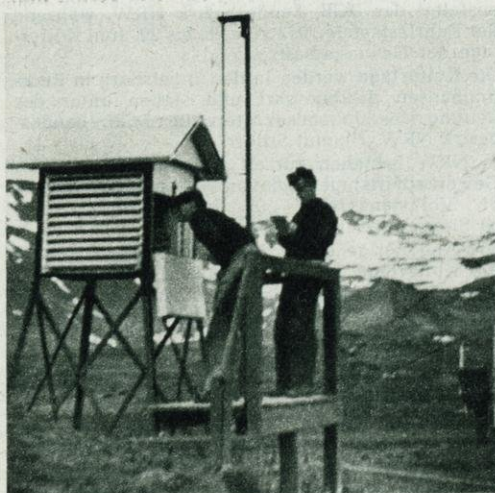
Text und Fotos: Vitalis Pantenburg



Jan Mayen hat keinen Hafen, im Sommer verhindert es die gewaltige Brandung, im Winter das Treibeis. Dadurch ist die Versorgung nicht so einfach.



Der Tag der Ablösung ist gekommen. Bei einem kleinen Umtrunk übergibt der scheidende Leiter der Station den drei neuen Überwinterern den Dienst.



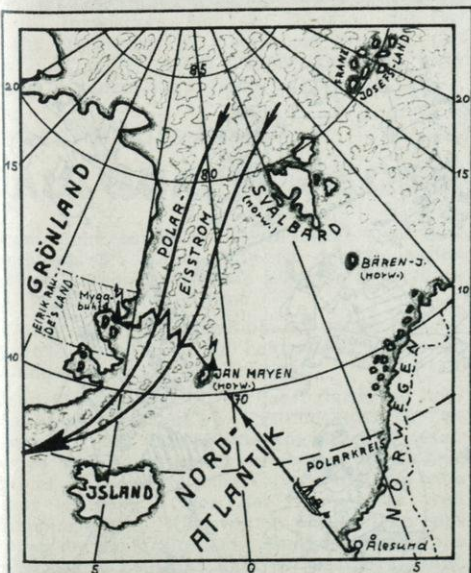
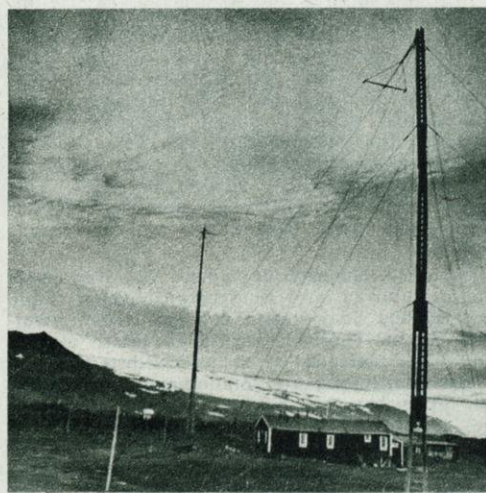
Ein paar Schritte von der Funkstation entfernt steht das Wetterhäuschen. Gerade sind die Wetterfunker dabei, die feinen Prüfinstrumente abzulesen.

Die Funkwetterwarte auf Jan Mayen ist eine der wichtigsten Radiostationen in der Zentral-Arktis. Jan Mayen muß senden — auch für Mitteleuropa.

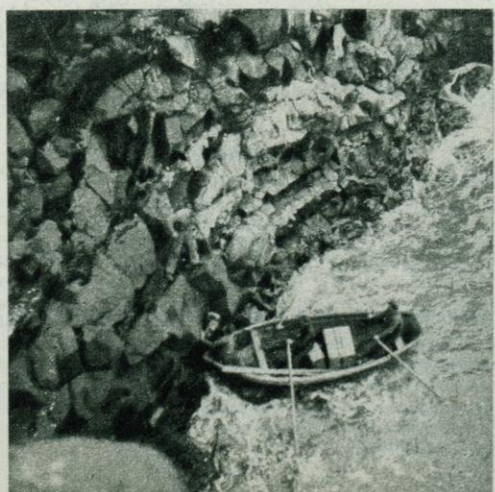
Ins Netz ging ein Alk. Das bedeutet einen schmackhaften Sonntagsbraten für die Station. Im Sommer nisten hunderttausende Seevögel auf der Insel.

Weit sind die Küsten des Eilandes mit bleichendem Treibholz bedeckt. Die polare Drift, die Nansen zuerst bewies, bringt es aus nordsibirischen Wäldern.

Während das Entschiff im schweren Südweststurm auf Reede liegt, bringen Matrosen unter großen Gefahren den notwendigsten Proviant in eine Bucht der Steilküste. Einer der Jan-Mayen-Besatzung hat sich abgeseilt und nimmt ihn an.



Deutlich zeigt die Karte, wie der kalte Polareisstrom zwischen Jan Mayen und Ost-Grönland nach Südosten geht. Zwischen Jan Mayen, Svalbard (Spitzbergen) und Norwegen aber ist das Nordmeer frei von Eis — dank dem in diesem Raum nach Norden streichenden warmen Golfstrom. Jan Mayen liegt zwischen diesen beiden Meeresströmungen. Daher entstehen hier die wildsten Stürme, ist der Dienst für die einsamen drei norwegischen Wetterfunker auf JAN der schwerste unter allen Polarstationen. Aber auch die Norweger auf Myggbukta-Radio in Eurik-Raudes-Land haben schweren Dienst.





Zwei von vierhundert Empfängern einer Bibliothekrief der Kollege Reuter vom Bundesvorstand vor das Mikrofon. Angesichts der amerikanischen Gewerkschaftskollegen Phil Heller und Mr. Harris (links vom Kollegen Schepmann) dankten die beiden für die hochherzige und wertvolle Spende.

## ZWEI FÜR VIERHUNDERT

„Wir begehen leicht den Fehler, Amerika nur als Land der Wallstreet-Bankiers zu sehen, und vergessen dabei, daß es auch das Land der fünfzehn Millionen Gewerkschaftsmitglieder ist, die ihren Weg in die demokratische Mitbestimmung in Politik und Wirtschaft angetreten haben.“

Mit diesen Worten führte Georg Reuter, stellvertretender Vorsitzender des Deutschen Gewerkschaftsbundes, am 4. Juni 1952 Mr. Harris, Mitglied der MSA (Amerikanische Verwaltung für gegenseitige Sicherheit) und frei gewählter Vertrauensmann der amerikanischen Stahlarbeitergewerkschaft, in eine Versammlung ein.

Zweihundert Betriebsräte und Gewerkschaftsbüchereiverwalter waren im Kasino des Berglehrlingsheims der Zechen Hannover und Hannibal in Bochum-Hordel zusammengekommen. Der Bund-Verlag, der Verlag des Deutschen Gewerkschaftsbundes, hatte sie und die Bildungsobleute der Industriegewerkschaften zu einer Feierstunde eingeladen.

Feierstunde in einer Zeit des Kampfes um die wirtschaftliche Mitbestimmung, die die erste Voraussetzung für Neuordnung und Produktionssteigerung in der Wirtschaft ist! — Chorgesang und Streichquartett, feiertägliche Kleidung in einem schönen, lichtdurchfluteten Saal, vor dessen Fenstern eine Fontäne springt — wie geht das mit dem Lärm der Arbeit, dem Rauch der Schornsteine des Industriereviere zusammen?

Dank der Hilfe der amerikanischen Gewerkschaftskollegen hatte der Bund-Verlag die Möglichkeit, vierhundert Bibliotheken mit je sechzig Büchern an Betriebe zu verteilen, die noch keine oder nur kleine Büchereien hatten. Sechzig Bücher — Biographien in- und ausländischer Gewerkschaftsführer, moderne politische Literatur, Nachschlagewerke und Bücher über Arbeits- und Betriebsorganisation. Wer mitbestimmen will, muß wissen!

Davon sprach Mr. Harris, und er berichtete von dem Kampf der amerikanischen Gewerkschaften um die Neugestaltung des amerikanischen Schul- und Erziehungswesens. In Amerika ist es gelungen, die Masse des Volkes zu selbständig denkenden und handelnden Wirtschaftsbürgern zu erziehen. Diese Erziehung war die Voraussetzung für die soziale Sicherheit der Arbeitnehmer, die dann zu dem gewaltigen Leistungsvorsprung führte, der das hervorragendste Merkmal der heutigen amerikanischen Industrie ist. AFL und CIO, die beiden großen amerikanischen Gewerkschaftsvereinigungen, arbeiten im Internationalen Bund Freier Gewerkschaften mit allen Bruderorganisationen der freien Länder zusammen. Seht, so haben wir es angefangen, sagen sie den Gewerkschaftern der freien Welt, das war unser Weg, einen gerechten Anteil am Sozialprodukt zu erlangen, der die Voraussetzung für den kulturellen Aufstieg darstellt.



Das war ein Gedränge am Tisch mit den sechzig Büchern, die in gleicher Zusammenstellung vierhundertmal zur Verteilung gelangen. Bald kann man sie in den Betrieben ausleihen. Fotos: Hoffmann

## MAN MÜSSTE MAL NACH BREMEN FAHREN

Erstens weil die Geschichte mit dem bremischen Urlaubsgesetz nicht die einfachste ist. Zweitens weil man mit Herrn Meischler einmal eine Zigarre rauchen müßte. Er scheint allerdings zu den Typen zu gehören, die ihre Zigarren mehr zerkaumen als aufrauchen. Kein freundlicher alter Herr. Aber eins nach dem andern.

Im Anfang war das Wort. Das Wort des bremischen Urlaubsgesetzes. Danach entstand ein Anspruch auf Urlaub nach acht Monaten Betriebszugehörigkeit. Was besagen will, daß ein Lehrling — und Lehrlinge werden meist zum 1. April eingestellt — noch im Laufe des Sommers mit dem ersten selbstverdienten Geld in die Jugendherbergen von Bayern fahren kann. Oder an die Nordsee. Und wenn nach drei Jahren der Lehrlingskittel an den Nagel gehangen wird, dann gibt es auch noch einmal Urlaub. Den zustehenden Jahresurlaub des letzten Lehrjahres. Das macht zusammen viermal Urlaub, weil die drei Lehrjahre vier Kalenderjahre berühren.

Nun ist die Handwerkskammer hingegangen und hat gesagt: „Wir wollen die Einstellung von Lehrlingen künftig am 1. Januar vornehmen.“ Was die Kammer nicht sagt, ist, was sie dabei im Schilde führt. Wenn nun der Schluß der Lehrzeit auf den 31. Dezember verlegt wird, dann besteht natürlich kein Anspruch auf den vierten Urlaub mehr. Das ist kein schöner Zug der Bremer Handwerkskammer. Denn Freizeit und Urlaub werden in Deutschland bestimmt nicht im Übermaß gewährt. Die Notwendigkeit eines vierwöchigen Erholungsurlaubs für Jugendliche unter achtzehn Jahren ist durch bedeutende Wissenschaftler biologisch schon lange begründet worden. Darum haben die Gewerkschaften ja auch immer an dieser Mindestforderung festgehalten.

Und hier ist die Stelle, wo Herr Meischler senior drankommt, seines Zeichens Malermeister und ehemaliger Lehrlingswart der Innung. Er ist ein typischer Vertreter jener Leute, die immer sagen: „Vor sechzig Jahren haben wir auch nie vier Wochen Urlaub gekriegt. Also brauchen die Lehrlinge heutzutage auch keinen.“

Einen Brief von diesem Herrn Meischler hat K. H. Schweingruber bekommen. K. H. Schweingruber ist vom Ortsausschuß Bremen. In den „Bremer Nachrichten“ hatte er gegen die Maßnahmen der Handwerkskammer Stellung genommen. Dagegen zum Beispiel, daß die Kammer schon heute keine Lehrlingsverträge mehr anerkennen will, die vor dem 1. Januar 1953 abgeschlossen worden sind. „Vor sechzig Jahren“, schrieb der alte Malermeister Meischler in seinem Brief, „wurden wir Jungen von Meister und Lehrgesellen hart in die Mangel genommen. Tägliche Arbeitszeit — fallen Sie bitte nicht auf den Hintern — zwölf und mehr Stunden. Keinem von uns hat diese harte Lehre geschadet. Im Gegenteil, wir wurden zu Männern mit stahlhartem Arbeits- und Durchsetzungswillen erzogen. Dagegen laufen Ihre in Watte gepackten Achtmonatskinder in Gefahr, sich zu überheblichen Spielpuppen zu entwickeln... Der Hauptgrund der zahllosen Jugendverbrechen liegt in dem Übermaß an Freizeit der Jugend...“ und so

weiter. Herr Meischler — und Herr Meischler ist ein ganz bestimmter Typ — hat den Sinn der Lehrzeit nie begriffen. Wenn er sagt, daß eine Lehrzeit hart sein muß, dann beweist das, daß Herr Meischler seit seiner Lehrzeit vor sechzig Jahren nichts mehr dazugelernt hat. Der Zweck einer Berufsausbildung kann doch nicht sein, eine Zeit durchzumachen, die nicht leicht ist. Kann doch nicht sein, dem Meister ein Dienstmädchen zum Kinderhüten und Bierholen zu ersetzen. Das Prinzip der Lehrzeit sollte doch die Vermittlung von Wissen und handwerklichem Können sein. Herr Meischler muß mit seinen Ansichten aus dem vorigen Jahrhundert einen sonderbaren Lehrlingswart abgegeben haben.

Aber das ist noch nicht alles. Herr Meischler hat noch mehr auf dem Herzen.

Nach Beendigung der Lehrzeit ist es üblich, daß man den Lehrling entläßt. Auch gegen diesen Zustand setzen sich die Gewerkschaften ein. Dem Bundesminister für Arbeit liegt schon seit zwei Jahren ein Gesetzentwurf vor, in dem gefordert wird, die Lehrlinge sechs Monate über ihre Lehrzeit hinaus zu beschäftigen. Dazu schreibt Herr Meischler — und wir sagen noch einmal, Herr Meischler steht hier als Typ für gewisse Kreise — „Sollte dieser Entwurf jemals Gesetzeskraft bekommen... dann hätte die betrogene Jugend berechtigten Anlaß, die Abgeordneten, die für dieses Urlaubsgesetz gestimmt haben, auf öffentlichem Markt zu steinigen. Vernünftiger wäre ein Gesetz, das vorschriebe: Jedermann, der Gewerkschaftsbeamter werden will, hat den Nachweis zu erbringen, daß er mindestens drei Jahre ein eigenes Handwerk betrieben hat...“

Das Resultat: Es gäbe keine Gewerkschaftsbeamten mehr. Denn keiner der Gewerkschaftsbeamtenaspiranten würde diese drei Jahre überstehen. Sei außer Sorge, mein lieber Sänger Schweingruber... und so geht es weiter in diesem überaus sachlichen Brief des Herrn Meischler senior, Malermeister und ehemaliger Lehrlingswart der Innung. Das schönste an dem Brief des Herrn Malermeisters ist der Vorwurf, den ausgerechnet dieser Mann dem DGB-Ortsausschuß macht: „Meine Herren, Form und Inhalt Ihrer Veröffentlichung riechen stark nach Demagogie- und Pharisäertum.“ Eigentlich ist die Geschichte mit dem bremischen Urlaubsgesetz nicht weltbewegend. Und der Brief des Herrn Meischler auch nicht. Aber immerhin geht es um vier Wochen notwendigen Urlaubs für Lehrlinge. Und es geht darum, ob die Jungen nach den drei Jahren Lehrzeit mit ihren soeben erworbenen Kenntnissen gleich wieder auf der Straße liegen sollen. Es geht darum, ob die Lehrlinge nichts als eine harte Zeit durchmachen sollen oder auch etwas lernen. Und es geht nicht zuletzt darum, ob Lehrlinge, junge Menschen, den Aktionen einer Handwerkskammer geopfert werden dürfen. Diese Aktion der bremischen Handwerkskammer ist nur in einer wirtschaftlichen Ordnung wie der unsrigen möglich. Der Konkurrenzkampf des Handwerks ist das Ergebnis von ihm geforderten freien Marktwirtschaft. Die Jugend aber darf nicht das Opfer dieses Konkurrenzkampfes werden. Und wenn es auch nur in Bremen wäre.

## FREUDE UND BESINNUNG

Unter dem Leitsatz „Freude und Besinnung“ veranstaltet der DGB, Landesbezirk NRW, während der Ruhrestspiele 1952 vom 26. bis 29. Juni Kulturtag der Gewerkschaftsjugend.

Die Kulturtag werden in der Engelsburg in Recklinghausen durchgeführt und stehen unter der Leitung des Jugendsekretärs im DGB, Landesbezirk NRW, Helmut Schorr.

In NRW bestehen zurzeit Neigungsgruppen der Gewerkschaftsjugend, davon 79 Laienspielscharen, 61 Volkstanzkreise, 92 Instrumentalgruppen, 69 Singscharen und 17 Jugendchöre.

664 Angehörige dieser Neigungsgruppen werden die Kulturtag in Recklinghausen gestalten. Außerdem beteiligt sich der Landesarbeitskreis für Volks- und Jugendtanz in der Gewerkschaftsjugend mit 150 Paaren an den Kulturtagen. Als Gast nimmt die Tanzgruppe Utrecht der holländischen Gewerkschaftsjugend „Jonge Strijd“ an den Veranstaltungen teil.

Am Freitag, dem 27. Juni, und am Samstag, dem 28. Juni, wird jeweils vormittags und nachmittags eine Laienspielgruppe ein Laienspiel aufführen, das von Volkstänzen und Darbietungen der Jugendchöre umrahmt wird.

Am Sonntagmorgen, dem 29. Juni, findet auf allen Plätzen in Recklinghausen ein Platzkonzert mit Tanzeinlagen statt.

Als Hauptveranstaltung ist ein Volkstanzfest für den Sonntagvormittag auf dem Markt in Recklinghausen vorgesehen, auf dem die holländische Volkstanzgruppe und Volkstanzkreise der NRW-Gewerkschaftsjugend Tänze darbieten.

Abgeschlossen werden die Kulturtag wieder mit einem Laienspiel „Die Reportage des Todes“ von Rudolf Mirbt, das die Laienspielchar der Gewerkschaftsjugend Brühl aufführt.

Die Kulturtag der Gewerkschaftsjugend in Recklinghausen wollen den jungen Menschen die Nöte unserer Zeit in Spiel, Wort und Gesang zeigen. „Die Gewerkschaftsjugend“, so heißt es in dem Geleitwort zu den Kulturtagen, „folgt damit einem Auftrag, der in der uferlosen Situation der überwiegenden Mehrheit unserer jungen Menschen mithilft, durch Besinnung und Einkehr das Vordfeld wichtiger Lebensentscheidungen zu klären.“

Die Kulturtag sollen außerdem zeigen, daß für jeden jungen Menschen das Tor zum echten mitgestaltenden Jugendleben offensteht.

### SILBERRÄTSEL

Aus den Silben: a — ber — bert — bu — cen — cu — del — di — e — e — e — el — feld — ga — hān — ka — kō — le — lum — ma — me — nigs — o — o — pard — ra — ry — son — spe — stuhl — tu — zi sind 11 Wörter folgender Bedeutung zu bilden: 1. Berg auf Rügen, 2. griech. Buchstabe, 3. (engl.) Jahrhundert, 4. Komponist, 5. Erfinder der Glühbirne, 6. Raubtier, 7. Baumart, 8. afrikanischer Storch, 9. (lat.) Spiegel, 10. früh. Reichspräsident, 11. deutsche Stadt. — Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben der geratenen Wörter eine Bundesschule. Dieses Rätsel ist gemacht von Schüler Udo Windisch, Düsseldorf 19, Weichselstraße 2, I.



Nichts gegen Moritalen! Aber diesmal singt unser Bänkelsänger acht kleine Lebensweisheiten. Acht Sprichwörter! Wer rät mit?

### AUFLÖSUNG AUS NR. 11

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 2. Art, 4. Lenau, 6. Marokko, 8. Rosa, 9. Trab, 11. Jesu, 12. Aser, 13. Nerz, 15. Wien, 16. Seemann, 18. Niobe, 19. The. — Senkrecht: 1. Arno, 2. Aera, 3. Takt, 4. Lasuren, 5. Ukraine, 6. Moses, 7. Oasen, 8. Ren, 10. Ben, 14. Zeit, 15. Wabe, 17. Mohn.

### AUFLÖSUNG DER PREISFRAGE AUS NR. 9

Die Zeiteinteilung heißt: Woche. Glückliche Gewinner der Auslosung sind diesmal: Edda Kuserow, Rom, Via M. Poggioli 9/7; Walter Wirth, Floß/Opf., Hauptstraße 43; Alfred Straube, Bochum-Werne, Teimannstraße 19; Rudolf Dötterl, Fürth/Bayern, Lange Straße 20; Ruth Hoherr, Freiburg i. Br., Sickingenstraße 12.

## 1:0 FÜR EUCH!

Den Fehler, den ihr in der vorigen Nummer suchen solltet, siehe Ankündigung unserer Preisfrage, müssen wir euch schenken. Wir hatten ihn wohl in die Nummer hineingeschmuggelt, aber der Korrektor entfernte ihn wieder. So braucht ihr nur noch fünf Fehler zu suchen. In dieser Nummer den ersten und in Nr. 16 den fünften. Verlaßt euch darauf, in dieser Nummer steckt tatsächlich einer. Und nun viel Vergnügen!

# TIERE IN DER ARENA

Doktor Alvarez hatte es sehr eilig. Trotzdem kam er zu mir. Neben mir spielte ein kleiner Junge mit einem dicken Kater und einem kleinen Vogel. Ich wollte dem Jungen den Vogel wegnehmen. Er wehrte sich sehr energisch. Das hatte Doktor Alvarez gehört. Er machte dem Jungen Vorhaltungen und nahm ihm kurzerhand den Vogel weg. Der Kleine ließ es geschehen, es war ja der gute Doktor Alvarez. Treuherzig sah er ihn mit seinen großen dunkeln Augen an. Unschuldig — schuldig. Doktor Alvarez hatte ein Herz für die Tiere. Wir unterhielten uns gelegentlich darüber. Er lobte den humanen portugiesischen Stierkampf und konnte sich nicht genug über den grausamen Kampf seiner spanischen Nachbarn ereifern.

Ich rief mir die Erinnerung an den ersten portugiesischen Stierkampf zurück und verglich. O ja, es ist ein harmloser Kampf. Auf die Hörner des Stieres sind Kugeln geschoben. Er wird bei den Hörnern gepackt, beim Schwanz, am Rücken. Und es ist ein tröstliches Ende, wenn die Choras, eine kleine Herde zahmer Kühe, in die Arena eingelassen werden und ihnen der Stier gelassen folgt. Aber von dem eigenartigen Zauber eines spanischen Stierkampfes weiß der Stierkampf Portugals nichts. Sicher ist der spanische Stierkampf ein grausames Schauspiel. Ich bestreite aber, daß es dem Spanier bei diesem Kampf um die Grausamkeit zu tun ist. Dem Spanier bedeutet sein Stierkampf ein glanzvolles Turnier und mehr noch, er bedeutet ihm einen Tanz. Auch die portugiesischen Stierkämpfer sind kühn und gewandt, aber gegenüber einem spanischen Torero...

Bald steht er da wie ein Ritter ohne Furcht und Tadel, bald schwebt er auf den Zehenspitzen, bald duckt er sich wie ein neckender Gnom. Nein, das ist kein Kampf, das ist ein Tanz. Vollendet schön sind sie beide, Mensch und Tier. Wie die verkörperte Erdschwere wuchtet der Stier, der Mensch vor ihm schwebt und schwingt, erdenlos, körperlos, voll edelster Anmut und Grazie. Das alles sagte ich dem Doktor. Das Gespräch nahm einen durchaus harmonischen Abschluß, aber ich fühlte, ich war in den Augen von Alvarez zu einem recht gefühllosen Wesen herabgesunken.

Der Sommer war gekommen. Alles, was konnte, flüchtete aus der Glut der Stadt aufs Land. Zufällig hatten Doktor Alvarez und ich im selben Dorf Aufenthalt genommen. Es war ein sehr stilles, abseitiges Dorf am Fuße der Serra da Mosquita.

Eines Samstags war es um die Stille geschehen. „Auf zum Hahnenkampf!“ rief es von Haus zu Haus. Auch Doktor Alvarez war wie elektrisiert. Plötzlich stand er in meinem Garten und redete auf mich ein. Ich versprach lächelnd zu kommen. Am nächsten Tage hatte man die Arena fein säuberlich abgesteckt. Ringsherum waren Tribünen aus Kisten, Brettern und Bänken aufgebaut. Es gab billige Sonnenplätze und teure Schattenplätze. Die beiden ersten Kämpfer wurden in die Arena geführt. Es waren sehr kleine weiße Hähne. Ein paar anfeuernde Rufe. Die beiden Tiere sausten

mit gestäubten Haarfedern aufeinander los. Sie wurden an den Kettchen zurückgerissen. Die Kettchen wurden gelockert, und wieder schossen sie wie der Blitz los. Die Schnäbel hackten, die Federn flogen, und die weißen Halskrausen färbten sich rot. Die Menge ringsum war ganz hingerissen. Rufen, schrilles Pfeifen. Beifallsgetrappel. Und dazwischen die Wetten. Zurufe flogen, Geldscheine flatterten. Einer der beiden weißen Hähne war kampfunfähig. Die Gewinner jauchzten und johlten. Und sofort ging das Wetten auf die nächsten Hähne los. So ging das zweite Kampfspiel vorbei, das dritte. Diesmal wurden auffallend große, schöne Hähne in die Arena geführt. Der eine schien schwarz, der andre war bunt. Die langen Schwanzfedern wippten schillernd und gleißend im Sonnenschein, als die Besitzer ihre Tiere an den Kettchen einmal vor den Rampen ringsum stolzieren ließen. Aus den Gesprächen um mich her erfuhr ich, daß es vielerprobte Kampfhähne waren. Sie trugen künstliche, eiserne Sporen, welche wohl zehn Zentimeter lang scharf geschliffen waren.

Der Kampf begann. Es ging vom ersten Augenblick an heiß her. Die Menge fing an zu rasen. Niemand saß mehr. Alles stand und klatschte. Auch ich war aufgestanden und nach hinten zurückgedrängt worden. Von der Arena sah ich nichts mehr. Ich sah nur noch Arme fuchteln, Beine. Ich konnte nichts mehr verstehen. Ich war wie taub von dem fürchterlichen Lärm. Nur brüllte es unmittelbar neben mir:

„Sechzig auf den Schwarzen!“  
 „Siebzig auf den Schwarzen!“  
 „Hundert auf den Blinden!“

Ich horchte auf: auf den Blinden...? Ich traute meinen Ohren nicht. Der Kampf ging weiter. Ich weiß nicht, wie lange. Endlich ein Beifallsgetöse und Siegesjubel. Da begriff ich, daß der Kampf zu Ende war. Alles schob und drängte sich zu den Wettschreibern hin. Da bekam ich den Blick frei: in der Arena lag der Schwarze. Er lag auf der Seite, die Beinchen von sich gestreckt. Still und starr. Sein Herr kniete neben ihm im Sand und gab ihm die zärtlichsten Namen. Umsonst. Dann sah ich den Sieger. Sein Herr trug ihn stolz wie eine Trophäe auf dem Arm. Er streichelte das Tierchen, das am ganzen Körper zitterte. Und dann erst gewährte ich... wie das Blut aus seinen leeren Augenhöhlen tropfte.

Ich schloß die Augen. Ich mochte nicht mehr sehen. Armer Bruder Tier, das war alles, was ich denken konnte. Plötzlich hielt mich jemand fest. Doktor Alvarez: „Ist es nicht herrlich, Senhor?“ Ich fand keine Antwort. Aber er war so eingesponnen, daß er es gar nicht merkte.

„Kommen Sie, Senhor, es geht gleich wieder los!“  
 „Ich muß fort, Doktor...“  
 „Schade, daß Sie keine Zeit haben“, bedauerte er mich. „Es geht bis Mitternacht. Das Schönste kommt erst noch.“

Er sah mich mit seinen großen dunkeln Augen an. Auch unschuldig — schuldig, mußte ich denken.

WOLF ARTUS FABER

## SIEBEN UNTER EINEM HUT

Als wir in den Laden traten, kam der Geschäftsführer auf uns zu. „Was darf es sein?“ fragte er mich. „Einen Hut für meinen Mann“, sagte meine Frau, bevor ich antworten konnte. Ich merkte, daß der Geschäftsführer bleich im Gesicht wurde und unruhig meinen Kopf musterte. Es war ja auch alles nur ein Versuch, denn bisher hatte ich für mich noch nie einen passenden Hut bekommen. Der erste Hut, den mir der Verkäufer aufstülpen wollte, war sehr schön. Aber ich sah im Spiegel aus wie kurz vor dem Auftritt in einem Lustspiel. Der Verkäufer, der noch sehr jung war, lachte verhalten vor sich hin. Der Geschäftsführer blickte ihn ernst an, und meine Frau versuchte, den Hut etwas herunterzuziehen. „Vielleicht gehe ich erst einmal zum Friseur“, meinte ich, um der peinlichen Situation ein Ende zu machen. „Nein“, sagte der Geschäftsführer, „das nutzt nichts. Wir werden den Hut weiten.“ Er nahm ihn mir vom Kopf und stülpte ihn über einen Holzblock. Dann drehte er an einem Hebel, und es gab einen scharfen Knall. Der Hut war der Länge nach aufgerissen. „Gott sei Dank“, sagte ich zu meiner Frau, „der hätte sowieso nicht lange gehalten.“

Der Geschäftsführer war sehr verlegen. Er sagte dem Verkäufer, er solle einen neuen Hut holen. So probierten wir einen nach dem andern. Gegen Abend lag der ganze Raum voll von aufgerissenen Hüten. Inzwischen war der Direktor des Geschäfts erschienen. Er machte ein finsternes Gesicht und sagte, diesen Verlust könne er nicht einmal in einem Jahr wieder ausgleichen.

ALFRED WEIDEMANN

## KAULQUAPPE — BOSS DER ZEITUNGSJUNGEN

Darum geht es: Hier „Abendblatt“ und dort „Nachtexpress“. Kaulquappe ist der rothaarige Boß der Zeitungsjungen, die auf ihren Fahrrädern das „Abendblatt“ ausfahren.

Für die Konkurrenz fährt Bulle mit seinen „Nachtexpress“-Leuten. Auch auf Fahrrädern mit hohen Zeitungstapeln auf dem Rücken.

Abend für Abend geht die Fahrt durch die hell erleuchtete Großstadt von Zeitungskiosk zu Zeitungskiosk. Auf jede Minute kommt es an. Kaulquappe und seine Horde erleben allerlei. Zum Beispiel die Sache mit der Galavorstellung beim Zirkus Bertoldi. Oder das Auftauchen von Kriminalassistent Kiewewetter. Und dann das Rennen um das grüne Band, bei dem Kaulquappe an der Spitze liegt und kurz vor dem Ziel stürzt. So geht das zu:

Am Ende der dritten Runde geschah das Unvorstellbare. Noch vom großen Stern war die Meldung gekommen, daß die Nummer zweiundsiebzig erneut vorgestoßen sei und die Spitze des Feldes übernommen hätte. Tatsächlich kam dann auch der Rothaarige als erster den oberen Teil der Dockstraße heruntergeschossen, bog, dicht gefolgt von Bulle, der an seinem Hinterrad immer noch förmlich festklebte, zum Hansaplatz ein. Unter allgemeinem Jubel hatte er bereits das Marco-Polo-Denkmal erreicht, jagte an den Tribünen vorbei, überquerte die Ziellinie zum drittenmal — und da, auf dem glatten, trockenen Asphalt — weit und breit keine Straßenschleife oder irgendein anderes Hindernis —, fünf

Meter etwa hinter dem schmalen Band der Ziellinie — hier geriet sein Rad ins Schwanken! Der Rothaarige hob sich aus dem Sattel und versuchte verzweifelt, die Maschine wieder in seine Gewalt zu bekommen. Eines seiner Beine schliff über die Erde — und dann stürzte er. Im Fallen noch riß er sich zur Seite, überschlug sich, konnte dabei aber sein Rad von sich stoßen, so daß es fast zehn Meter abseits auf den Asphalt knallte. Bulle war noch im letzten Augenblick zu den Tribünen hin ausgewichen und schoß nun allein und als Erster des Feldes in Richtung der Werften davon.

Dies alles liest sich außerordentlich gut und spielt sich vor dem interessanten Hintergrund eines ganz modernen Zeitungsbetriebes ab. Zwischen Redaktionen, Rohrpostanlagen, Fernschreibern und Rotationsmaschinen. Und über allem wacht der große Zeitungsverleger, der selbst einmal klein angefangen hat und der väterlich und verantwortlich für seine Angestellten, ganz besonders aber für seine Zeitungsjungen, sorgt, bei denen unerkannt auch eine Zeitlang sein Sohn mitmacht, um dem Vater zu beweisen, daß er ein ganzer Kerl ist. Wenn auch der menschlich außerordentlich sympathisch gezeichnete Zeitungsverleger und sein netter Sohn mehr einem Wunschbild als der Wirklichkeit entsprechen, so tut dies der spannenden Geschichte keinen Abbruch. Der Leser weiß, daß die weißen Raben selten sind, und freut sich trotzdem der unbekümmerten und abenteuerlichen Geschichte der Zeitungsjungen im Dschungel der Großstadt.

Das Buch erschien im Verlag Kurt F. Schwabe, Stuttgart.



**TÄGLICH - BERGAUF - BERGAB**  
 IN 20 JAHREN ETWA 270 000 KILOMETER



Morgens in aller Frühe schwingt sich Rupert Moser auf sein Fahrrad und beginnt seine Runde über die kurvenreichen Straßen der Täler und die steilen Wege zu den Höhen. Rund 45 km fährt und geht er jeden Werktag. Sommer wie Winter. Der Anfang der Zustellung liegt eigentlich am Mittag, denn zu dieser Zeit bringt der Postbus die Post ins kleine Dorf Faistenau. Nachdem er sie in Empfang genommen hat, trägt er sie im Dorf rund. Bild 2 zeigt, wie er beim Krämer des Dorfes die Post abgibt. Der Spätnachmittag gehört Rupert Moser, wo er seinen eigenen kleinen Hof versorgt.

Bild unten: Am anderen Morgen um halb fünf steht er auf und rüstet sich zur Fahrt durch seinen weiten Zustellungsbezirk, um auch die Post auf die entlegensten Höfe zu bringen. Bild 3: Er muß seine Fahrt so einrichten, daß er am Mittag wieder gegen ein Uhr in Faistenau ist, um dort die neue Post in Empfang zu nehmen. Dann beginnt der Kreislauf von neuem.

Der Dienst des Landbriefträgers unterscheidet sich in vielem von dem seines Kollegen in der Stadt. Er ist Brief-, Geld-, Paket- und Zeitungszusteller und nimmt auch zugleich Post entgegen, die weiterbefördert werden soll. Vor allem haben die Landbriefträger eine fast freundschaftliche Beziehung zu ihren Kunden, da sie meist viele Jahrzehnte in ihren Bezirken arbeiten. Rupert Moser fährt seine Tour seit 1931.



Foto: Archiv





## PFINGSTJUGENDTREFFEN 1952 IN WEISSENBURG

Die Stadt Weißenburg, in der Mitte von Bayern gelegen, war dieses Jahr Treffpunkt unserer Jugendgruppen für das schon zur Tradition gewordene Pfingsttreffen. 3200 Jugendliche von unseren über 300 Jugendgruppen im Landesbezirk Bayern waren zusammengekommen und nahmen über die Pfingsttage Quartier in der Zeltstadt mit 150 Zelten. Ein Großzelt war zur Durchführung aller kulturellen Veranstaltungen aufgestellt. Das Transparent am Eingang zur Zeltstadt trug das Motto des Treffens: „In der Idee des Rechts liegt die Idee des Friedens.“ Kein besseres Motto hätte geprägt werden können angesichts der Ausführungen auf der Samstagabend-Kundgebung von dem 1. Vorsitzenden des Landesbezirks, Kollegen Hagen, zu dem Thema „Die Gewerkschaften — ihre Aufgaben und Ziele in der Gegenwart“ und dessen, was Kollege Ludwig Koch auf der Morgenfeier sprach über das Problem „Die Gewerkschaftsjugend und ihre Gegenwartsaufgaben“.

Viele erwachsene Kolleginnen und Kollegen sowie die Weißenburger Bevölkerung haben das Treffen besucht und konnten sich erfreuen an dem, was die Gruppen leisteten in den kulturellen Wettbewerben und sportlichen Wettkämpfen. Kollege Schiefer vom Landesbezirksvorstand nahm die Gelegenheit wahr, an die versammelten Gäste und die Jugend Worte zu richten über die kulturellen Ziele und Aufgaben unserer Gewerkschaftsbewegung. Das Spiel „Till Eulenspiegel“ von Weißenbronn, von der Gruppe München aufgeführt, nahm dann sehr schnell die Zuschauer in seinen Bann und zeigte uns einiges aus dieser Zeit der Bauernaufstände in Deutschland, was uns heute durchaus noch angeht.

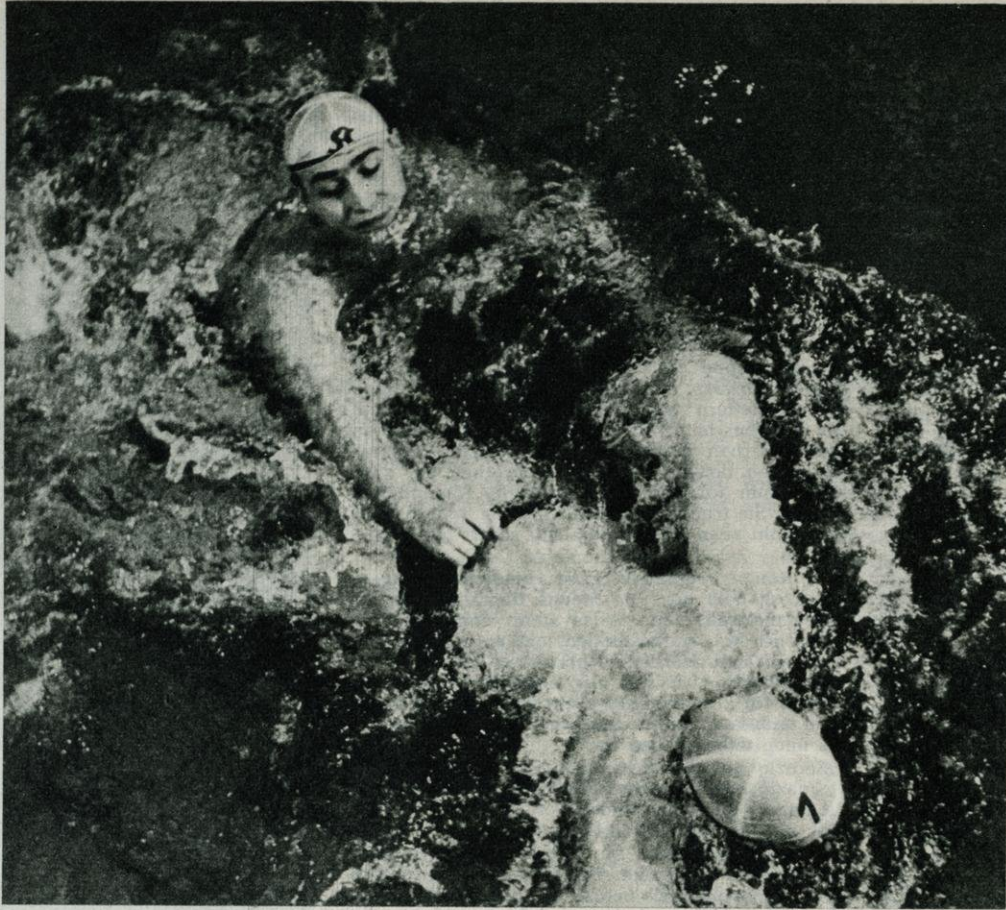
Die Gewerkschaftsjugend sagt Dank der Stadt Weißenburg mit ihrem Oberbürgermeister, der Ehrenprotector des gesamten Treffens war und durch dessen Fürsprache wir eine sehr große Hilfe durch die Stadt selbst fanden. Bekanntlich ist es so, daß jede Veranstaltung ein Gesicht trägt nach außen und daß sich alle Arbeit darum im Hintergrund abspielt. Alle Mühen und Sorgen dieser Kolleginnen und Kollegen fanden ihre Belohnung aber in dem vorzüglichen technischen und organisatorischen Ablauf und in dem guten Gelingen des ganzen Treffens. L. K.



Dieses Plakat mit der Frankfurter Paulskirche ladet alle jungen Kolleginnen und Kollegen zum 1. Bundesjugendtreffen der Gewerkschaftsjugend vom 18. bis 20. Juli 1952 ein. Bist du auch dabei?

# AUFWÄRTS

JUGENDZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN GEWERKSCHAFTSBUNDES  
Verlag: Bund-Verlag GmbH, Köln, Breite Straße 70; Verlagsleitung: Georg Reuter. Schriftleitung: Hans Treppe, Telefon 21 15 88, 21 16 88. Fernschreiber: 088/562. AUFWÄRTS erscheint alle 14 Tage. Bestellung bei allen Jugendfunktionären und Postämtern. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,15 DM zuzüglich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigelegt werden. Kupfertiedruck: Kölner Pressdruck GmbH, Köln.



## HALT DIE BADEHOSE FEST

denn sie ist ein beliebtes Kampf-requisit beim Wasserballspiel. Natürlich ist das nicht erlaubt, denn die Badehose des Stürmers ist keine Notbremse für gefährliche Situationen. Sonst aber sind die Fairneßgrenzen beim Wasserballspiel weit gesteckt, viel weiter als beim Fußball oder Handball. Keine Sportart kennt soviel Tricks und Spitzfindigkeiten. Ein Foul? Kein Foul? Das ist die ständige Frage des Schiedsrichters, die er nicht immer genau beantworten kann.



EIN FOUL! Ganz eindeutig, denn er hat ihn in der Beinschere, der Verteidiger den gegnerischen Stürmer nämlich. Das ist unfair, mein Herr, total unfair. Außerdem ist die Beinschere in diesem Augenblick sinnlos. Der Stürmer kommt so bestimmt auch zu seinem Schuß. Sollen wir wetten?

KEIN FOUL! Dem, der den Ball hat, geht es zweifellos dreckig. Eisern umklammert ihn der Gegner. Aber seine Hoffnung auf den rettenden Pfiff des Schiedsrichters ist verfehlt. Was schmerzhaft ist, braucht nicht unbedingt foul zu sein. Beim Korbball geht es hart zu. Fotos: Seeger



## KURZ BERICHTET

### Visen an Jugendliche

Die französischen Konsulate dürfen jetzt erstmals Visen an Jugendliche unter 25 Jahren bis zu einer Gültigkeit von drei Monaten kostenlos ausstellen, wie das französische Landeskommissariat Rheinland-Pfalz bekanntgab.

### Generalthema „Jugend“

Für den Spätsommer oder Herbst plant der NWDR Hamburg eine ganze Sendewoche unter dem Generalthema „Jugend“. In dieser Woche sollen etwa zwei Dutzend Sendungen aller Abteilungen im Mittelwellenprogramm den Hörern die Probleme und das Leben der Jugend näherbringen.

### Zum Oslo-Fjord

Auch dieses Jahr werden wieder 150 Flüchtlingskinder aus Schleswig-Holstein auf Einladung des norwegischen CVJM zu einem dreißigtägigen kostenlosen Erholungs-aufenthalt an den Oslo-Fjord fahren.

### Terrorurteil

Auf den bloßen Verdacht hin, am 1. Dezember 1951 Flugblätter, den „Telegraf“ und Broschüren aus Westberlin mitgebracht und im Ostsektor verteilt zu haben, verurteilte das Ostberliner Landgericht C 2 den zweiundzwanzigjährigen Harry Thiess aus Berlin-Pankow zu drei Jahren Gefängnis. Thiess ist Angehöriger der Jungsozialisten. — Urteilsbegründung: „Verteilung von kriegshetzerischem Material.“

### Heinz Westphal Vorsitzender

Der Verbandsausschuß der Sozialistischen Jugend Deutschlands — Die Falken befaßte sich auf seiner Sitzung vom 22. bis 23. Mai 1952 in Bonn mit der Frage der Nachfolge des verstorbenen 1. Vorsitzenden Erich Lindstaedt. Auf Vorschlag des Verbandsvorstandes wurde Heinz Westphal mit der Führung der Geschäfte des Vorsitzenden beauftragt. Die im Frühjahr 1953 stattfindende 4. Verbandskonferenz der Sozialistischen Jugend Deutschlands — Die Falken wird die Neuwahl des 1. Vorsitzenden vornehmen.

### Um das Jugendbuch

Eine Arbeitstagung zur Förderung des guten Jugendbuches veranstalteten die Vereinigten Jugendschriften - Ausschüsse in der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft in der Pädagogischen Arbeitsstätte in Jugenheim an der Bergstraße. Behandelt wurden insbesondere die derzeitigen Möglichkeiten zur Bekämpfung der Schund- und Schmutzliteratur und erzieherische Maßnahmen in Schule, Jugendgruppe und Öffentlichkeit. Auf Grund guter Erfahrungen sollen mit Unterstützung der Ausschüsse mehr und mehr Jugendbuchausstellungen veranstaltet werden, bei denen Schulen, die Behörden, der Buchhandel und die Presse zusammenarbeiten sollen.

### Reife

Kandidatinnen für die Würde der „Weinkönigin“ müssen jetzt mindestens 21 Jahre alt sein, da dieses „wichtige Amt“ eine „gewisse sittliche und charakterliche Reife“ voraussetze.